

I. Anfänge und Ziele der Aufklärung.

Die Lage um das Jahr 1700 hatte Ähnlichkeit mit der um 1500. Beidemale standen der geistigen Welt große Wandlungen bevor, und beidemale rangen einander entgegengesetzte, verschiedenartige Kräfte darum, diese Wandlungen in ihrem Sinne herbeizuführen.

Um 1500 drang jene Bewegung, die man Renaissance nennt — die Wiedergeburt des klassischen Altertums —, mit fliegenden Fahnen und starkem Selbstbewußtsein von Italien her in Deutschland ein, um hier auf die religiöse Bewegung zu treffen, die in der Reformation soeben ihren Siegeslauf antrat. Und die Renaissance mußte der Reformation den Siegespreis lassen und im Humanismus sich ihr dienstbar erweisen.

Um 1700 haben beide Strömungen ihre äußere Gestalt zwar gewechselt: die Renaissance wird zur Aufklärung, die Reformation erscheint neu im Pietismus. Wieder warben beide um die Seele des deutschen Volkes, der Sieg aber fällt diesmal — der Aufklärung zu.

Jener alten Renaissance steht im Vordergrund „der Mensch“: das Menschentum will sie seiner Blüte entgegenführen, seine Kraft entfalten, seine Herrlichkeit preisen. Ihre Losung ist: Homo sum et humani nihil a me alienum puto, ich bin Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd. Ihre Träger sind die Humanisten oder, wie sie sich selbst gern nennen, die „Poeten“, Dichter. Sie stehen zum Teil, wenigstens in ihrem Heimatlande Italien, in scharfem Gegensatz zu dem bisherigen kirchlichen Leben, dessen Träger ihnen als „Dunkelmänner“ (viri obscuri) gelten. In Deutschland begrüßen sie anfänglich die Reformationsbewegung beifällig, wie der berühmte Dompropst zu Münster Rudolf von Langen¹⁾, finden sich dann aber vielfach zur alten Kirche zurück, wie Matthias Bredenbach von Kirspe, der namhafte Rektor der Humanistenschule zu Emmerich. Die Bewegung im ganzen tut doch der Reformation gute Dienste — Melancthon —, verliert unter deren Einfluß ihren kirchenfeindlichen Charakter und begnügt sich ihr gegenüber mit der zweiten Stelle.

¹⁾ Hamelmann-Löffler II, 33.

Als die Welle der religiösen Bewegung abließ — zumal in der Abspannung nach dem Dreißigjährigen Kriege —, tritt die Gedankenwelt der Renaissance wieder hervor als die Philosophie der Aufklärung und beginnt — nun von Westen wie zuvor von Süden her — einen neuen Einbruch in Deutschland. Diese „westliche Invasion“ stößt jetzt auf den Pietismus, in dem die alte Reformationsbewegung verjüngt erstanden war. Der Pietismus aber erleidet nun daselbe Schicksal, das zuvor die Reformation der Renaissance bereitet hatte, und erliegt nach einigem Widerstande der Aufklärung.

Der Name der Aufklärung kommt zuerst in den Schriften Rabeners und Wielands vor²⁾. Statt Aufklärung erscheint auch der Name „Aufheiterung“, der noch näher an den namengebenden Vergleich mit der Witterung heranführt. So rühmt Pustkuchen³⁾, daß seine Zeit „aufgeheiteter“ sei als alle früheren Zeiten. Über den Inhalt des Wortes war man sich — wie das bei Schlagworten meist der Fall ist — nicht immer klar und einig. Schon im Jahre 1783 klagte der Oberkonsistorialrat Zöllner⁴⁾: „Was ist Aufklärung? Diese Frage ist beinahe so wichtig wie die: was ist Wahrheit? und sollte beantwortet werden, ehe man aufzuklären anfängt. Und doch habe ich sie nirgend beantwortet gefunden.“ Perthes beantwortet die Frage kurz und schlagend dahin⁵⁾: „Was jedem Menschenverstande begreiflich ist, soll in der Religion, und was jedem Menschenverstande nützlich erscheint, soll in Erziehung und Politik gelten.“ Nach Kant ist⁶⁾ Aufklärung „das Mündigwerden des Menschen, die Erhebung über den Autoritätsglauben zur eignen selbständigen Einsicht“. Die Grundideen der theologischen Aufklärung dürften die folgenden sein: der gesunde Menschenverstand, also die Vernunft, hat die höchste Entscheidung in Glaubenssachen. Den wesentlichen Inhalt haben alle Religionen gemeinsam, und er besteht in der natürlichen Religion, deren Kern die Moral ist. Die Bibel ist eine historisch unzuverlässige Quelle. Von ihrer Inspiration kann keine Rede sein⁷⁾. Diese Grundideen treten nicht überall gleichzeitig mit voller Kraft heraus, sondern

2) Tholuck, Gesch. des Ration. III, 1, 93.

3) Lipp. Denkwürdigkeiten 1769, S. 132.

4) Tholuck a. a. O.

5) Perthes Leben III, S. 5.

6) Tholuck a. a. O. u. Krüger IV, S. 13.

7) Tholuck III, 1, 98.

entwickeln sich allmählich. Man unterscheidet daher drei Abschnitte der Entwicklung: die eigentliche Aufklärung, die Neologie und den Rationalismus.

Die Aufklärungsbewegung setzte zunächst in England ein. Erwähnt sei der englische „Deist“, Herbert von Cherbury, der ein Buch schrieb, die Möglichkeit göttlicher Offenbarungen zu bestreiten, aber nach dessen Vollendung Gott kniend bat, durch eine besondere Offenbarung ihm kundzutun, daß Er das Buch billige⁸⁾. Echt englisch! Kant! Von England kam die Bewegung bald nach Frankreich, wo Rousseau und Voltaire sie zu vollem Naturalismus umgestalteten. Voltaire aber errichtete in seinem Fernay eine Kirche mit der Inschrift: Deo erexit Voltaire (Voltaire Gotte)! Ein großer Geist huldigt dem andern! Wiederum echt französisch⁹⁾!

Von Frankreich öffnete sich schnell der Weg nach Deutschland: die westliche Invasion brach über uns herein. Es war die Zeit schmachlichster Versklavung des deutschen Geistes durch französische Einflüsse. Wie die französische Sprache, so herrschte französische Art oder Unart in Tracht, Sitte und aller Leichtfertigkeit, zumal in den oberen Ständen, aber sickerte bald nach unten durch.

Verstärkt wurde dieser unheilvolle Einfluß durch die zahlreichen Hugenotten, die aus Frankreich als Protestanten vertrieben, in ihrer neuen Heimat sich vielfach als sittliche und religiöse Freidenker erwiesen. Sie mußten sich vom Könige Friedrich Wilhelm I. eine scharfe Zurechtweisung gefallen lassen. Er tadelte an ihren Predigern, „daß sie nichts als Moral traktierten, so auch Heiden tun könnten, dahingegen sie von Christo und seiner Gnade schwiegen, dadurch doch allein das Herz kräftig gerührt und gebessert werden könne“. Die Zahl der Hugenotten war sehr groß, weit über 300000! Sie fanden ihre Unterkunft im gewerblichen Leben, vor allem wohl als Köche, Haarkünstler, Tanzmeister u. a. Sie brachten doch auch manche Industrien mit¹⁰⁾.

In Deutschland wußte man unter diesem westlichen Einfluß schon bald nach dem verheerenden Dreißigjährigen Kriege wieder von einem Erwachen der Geister. Es mag uns die Lobrede, die Schuppius in Hamburg auf seine Zeit hielt, verwunderlich klingen. Aber er war ein

⁸⁾ Rahnis, Innerer Gang I, S. 257 f.

⁹⁾ Rahnis a. a. O. S. 281 f.

¹⁰⁾ Tholuck II, 2, 16; III, 1, 65, 101, 105; vgl. Biedermann, Deutschl. im 18. Jahrh. II, 1, S. 71 ff.

zuverlässiger Mann, der in Münster die erste Dankpredigt für den eben erlangten Westfälischen Frieden als Hofprediger des schwedischen Kanzlers Oxenstierna hielt (1648). Er sagt¹¹⁾: „Es haben alle Künste, Wissenschaft und dergleichen die höchste Staffel der Vollkommenheit erreicht, also, daß darin weiter zu gelangen fast unmöglich ist.“ Auch Leibniz nannte seine Zeit „ein Jahrhundert der Erfindungen und der Wunder“. Er selbst aber, Leibniz, war allerdings das Wunder der Zeit, einer der umfassendsten Geister, die Deutschland hervorgebracht hat. Und man kann ihm auch „eine positivchristliche Überzeugung nicht absprechen“¹²⁾. Aber „sein Glaube an das christliche Dogma ruhte auf der Annahme einer Übereinstimmung der Vernunft mit dem Glauben“: so ist er einer der ersten, die die Zeit der „Vernunft“ herbeiführen helfen. In seine Fußstapfen treten dann die eigentlich philosophischen Bahnbrecher der Aufklärung: Christian Thomasius († 1728), Christian Wolff († 1754), beide in Halle. Hier ist auch Gellert zu erwähnen, der vielleicht mehr als andere dazu getan hat, die Aufklärung auf das religiöse Gebiet zu überführen. Seine persönliche Frömmigkeit soll nicht angezweifelt werden; dennoch wurde er für das kirchliche Leben verhängnisvoll. Er sprach aus, was fromme Rationalisten empfanden und der Zeit gefiel, die sich ihm hingab. Dennoch blieb der Ruhm Gellerts nicht ohne Widerspruch. Schon 1771 urteilte ein Kritiker über ihn¹³⁾: „Er war ein seichter Schriftsteller. Als solcher gefiel er den seichten Köpfen, und da diese immer die Mehrheit des lesenden Publikums bilden, so ist es kein Wunder, daß Gellert der Mann des Tages wurde. Er war der Liebling aller Landprediger und Landpredigers Töchter — Welch ungeheures Kontingent von Bewunderern und Lobpreisern.“ Nicht viel anders lautete das Urteil Goethes über ihn, der ihn als Student in Leipzig persönlich kennenlernte¹⁴⁾: „Er war nichts mehr als ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen? Der selige Mann hatte von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, keinen Begriff.“¹⁵⁾ Es ist der Dichter Gellert, der hier sein Urteil empfängt; das Urteil Bilmars über den

11) Tholuck II, 2, 49.

12) Tholuck a. a. O. II, 2, 52.

13) Biedermann, Deutschl. Gesch. im 18. Jahrh. III, S. 30.

14) Ausgabe von 1830, 33, S. 10.

15) Vgl. Goethe Bd. 25, S. 51 u. 116.

geistlichen Dichter ist noch vernichtender¹⁶⁾: „Man hat Gellerts geistliche Lieder sogar zu Kirchenliedern gemacht, wiewohl sie von dem Charakter des alten evangelischen Kirchenliedes kaum noch eine Spur an sich tragen. Es sind Lehrlieder für das Volk, aber nicht christliche Leid- und Freudenlieder aus dem Volk, die mit fröstelnder Kühle den Zweifel besingen, die, anstatt Gottes Taten zu preisen, von den guten Vorsätzen und deren schlechter Erfüllung seitens der Menschen handeln und im besten Falle sich zu der Form eines betrachtenden Gebets erheben.“ Unbestreitbar trägt Gellert „durchaus die Züge der Aufklärung an sich“¹⁷⁾.

Gellert, mag seine Bedeutung für die Welt des Geistes, mit dem wir es hier zu tun haben, noch so gering sein, ist doch ein Handweiser auf die gewaltige Entwicklung und herrliche Blüte, der jene Welt in eben diesem Jahrhundert entgegenging. Es entwickelt sich in dieser Zeit der sogenannte deutsche Idealismus, das höchste und edelste Erzeugnis der nachreformatorischen Geistesgeschichte und erhebt Deutschland an die Spitze der allgemeinen geistigen Entwicklung. Religiös immerhin vertieft durch den nachwirkenden Pietismus erzeugt er eine Kultur von unvergleichlicher Weite und Tiefe¹⁸⁾. Hier leuchten die Namen eines Kant, aber auch die von Goethe und Schiller. Und es ist doch bemerkenswert, daß die Blüte der klassischen Dichtung den Sieg des Protestantismus im geistigen Leben Deutschlands bedeutet¹⁹⁾. Gehört nicht auch ein Friedrich der Große dieser Zeit an, dessen glorreiche Waffentaten einen Sturm nationaler Begeisterung weckten und bewiesen, daß sein Preußen das neuwerdende Deutschland sei! Und wer wollte und könnte die Kulturbedeutung des sogenannten aufge-

¹⁶⁾ Literaturgesch., 9. Aufl., S. 382.

¹⁷⁾ Krüger, Kirchengesch. a. a. O. S. 58 u. 61. Näher auf diese Lieder einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wenn aber neuerdings sein „Gott ist mein Lied“ gerühmt wird, so steht dessen Schlußvers: „Ist Gott mein Schutz, so biet' ich auch der Hölle Trug“, in seltsamen Widerspruch zu Gellerts Verhalten während der Schlacht von Roßbach. Er hörte den Kanonendonner aus sicherer Entfernung, verbarg sich aber angstvoll hinter festen Kellermauern und schreibt selbst darüber: „Mit keuchender Brust, mit bebenden Händen, unter Gebeten für die Sterbenden, nein, nur unter Seufzern (denn ich konnte nicht beten, nicht weinen), so habe ich vier Stunden zugebracht.“

¹⁸⁾ Krüger, Kirchengesch. IV, S. 85 f.

¹⁹⁾ Treitschke, Deutsche Gesch. I, S. 85.

klärten Despotismus und seine Bedeutung für die Volkswohlfahrt leugnen? Man denke auch an die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Volkserziehung wie der Armenpflege. Erst die Aufklärung gab der deutschen Sprache ihr Recht auf den höheren Schulen. Es war Thomasius in Halle, der zuerst seinen Studenten deutsche Vorlesungen hielt statt der bisherigen in lateinischer Sprache. Galt es doch bis dahin auf den Gymnasien für „leichtfertig, ärgerlich und schädlich“, deutsch zu sprechen²⁰⁾. Und Thomasius war es auch, der den Kampf gegen den schändlichen Hexenwahn siegreich aufnahm. Auf die Aufklärung führen sich auch die Anfänge des Zeitungswesens zurück, aber sie lehrte auch, was nicht unwichtiger ist, liebevoll in Orts- und Heimatgeschichte sich zu versenken. Kurz, die Aufklärung leuchtete in allerlei dunkle Ecken des bisherigen Kulturstandes, aufräumend mit Veraltetem, mancherlei Fortschritt den Weg bahnend, das sei vorläufig schon hier bemerkt.

Auch das kirchliche Leben, das eigentlich religiöse Gebiet, konnte sich der vordringenden Bewegung nicht entziehen, und je mehr es bisher im Vordergrunde stand, um so weniger! Das aber war das Verhängnis, daß, während auf allen Gebieten sich neues, gewaltiges Leben regte, sich kein ebenbürtiger Geistesmächtiger fand, der, wie später Schleiermacher, das Recht des christlichen Glaubens vertrat. Nur kleine, ja kleinste Geister hatten hier ihr Spiel und merkten nicht, daß sie den Boden unter den Füßen verloren. Durch ständiges Zurückweichen gaben sie den Felsengrund des christlichen Glaubens mehr und mehr auf. Man sollte durch trübste Erfahrungen hindurchgehen, ehe man die Wahrheit des Wortes erkannte: „Die Welt, dividiert durch die menschliche Vernunft, geht nicht ohne Rest auf; der Glaube, dieser primäre Willenstrieb, gibt die Deutung des Welträtsels.“ (Paulsen.) Es steht daher die theologische Entwicklung dieser Zeit in dem kläglichen Mißverhältnis subalterner Anschauung gegenüber den herrschenden Zeitmächten. Unbesehen ließ man die Vernunft, die ringsum ihre Triumphe feierte, als höchste Norm auch in Glaubenssachen entscheiden!

Wie aber kam es, daß dem Pietismus mit seinem starken Gefühlsleben unmittelbar und wie zwangsläufig jener trockene Vernunftglaube folgte, den wir Rationalismus nennen? Es ziehen sich innere Fäden von jenem zu diesem.

²⁰⁾ Tholuck I, S. 173.

Der Pietismus stand allerdings sachlich der alten Orthodogrie noch nahe; aber er zog sich langsam von all den Lehrstücken zurück, die ihm für sein inneres Leben wertlos erschienen. Er bahnte damit einer subjektiven Kritik der Überlieferung den Weg²¹⁾. Nirgend griff er das Dogma an. Welchen Wert legt Spener darauf, sich als einen rechtgläubigen Lutheraner zu erweisen! Aber er erfand doch den Unterschied zwischen **rechtgläubig** und **rechtgläubig**, das heißt der Inhalt des Glaubens war ihm weniger wichtig als der Glaube an sich. (Fides, qua creditur ist wichtiger als fides, quae creditur.) Damit stellte sich der Pietismus über das Bekenntnis: er hat sicher der interkonfessionellen Toleranz den Weg gebahnt; aber auf dem Wege folgte ihm der Rationalismus mit fliegenden Fahnen.

Dazu kommt ein zweites, das zunächst leise auftritt, um später bei radikalen Pietisten sich in seinen letzten Folgerungen zu zeigen. Sie stellen nämlich nicht bloß neben die ecclesia ihre ecclesiola, sondern sie lösen die mystische Verbindung mit Christus vom Wort und Sakrament, von der geschichtlichen Offenbarung überhaupt und stellen sich auf ihre innerlichen Erfahrungen, das „innere Licht“. Schon Bengel, der edle Vertreter des württembergischen Pietismus, erkannte das Unheil, das von hier aus drohte²²⁾: „Die Lehre vom inneren Lichte wird noch viel Unheil anrichten, wenn einmal die Philosophen anfangen sich ihrer zu bedienen. Sie werden, um menschlich zu reden, den Kern ohne Hülse und Schale haben wollen, das heißt Christum ohne die Bibel.“ Und diese innerlichen Erfahrungen, in denen der Pietismus lebte, mußten mit der Zeit immer matter werden. Die übernatürlich göttlichen Erleuchtungen vermenschlichen zu Gewissen und Sittengesetz; das Gefühl der Befestigung durch die Gnade Gottes wird zu der vielgerühmten „Glückseligkeit“ des Rationalismus, die übernatürliche göttliche Offenbarung wird zur angeborenen menschlichen „Vernunft“. Und kam nun schon der Pietismus zu seinem Ziel ohne die kirchlichen Gnadenmittel, so brauchte der Rationalismus erst recht die Kirche nicht mehr. Er ist es gewesen, der viele Schichten unseres Volkes unkirchlich gemacht hat²³⁾.

Der wichtigste Punkt, in dem der Rationalismus seinem Vorgänger — allerdings auch hier wieder in Vergrößerungen, die dem Pietismus

²¹⁾ Kirn, Realenzykl. 16, S. 450.

²²⁾ Tholuck I, S. 48.

²³⁾ Vgl. Schmalenbach, Das Leben Hengstenbergs III, S. 70.

selbst noch fern lagen — folgte, betrifft den Weg, auf dem der Mensch zum Heile kommt. Nichts rühmte die Aufklärung mehr als die „Tugend“. Das Wort ist zwar ein ehrliches deutsches Wort und bezeichnet „edlen freien Sinn und ihm entsprechende Sitte“²⁴). Waltherr von der Vogelweide rühmt sie den Deutschen nach:

Tugend und reine Minne, wer die suchen will,
der soll kommen in unser Land;
da ist wunderviel.
Lange müsse ich leben darinnen!

Aber das Wort verlor durch den rationalistischen Mißbrauch seinen idealen Gehalt und erhielt dafür als pathetisches Wort für kleinliche Lebensauffassung einen komischen Beigeschmack. „Wörter sind die Münzen im Verkehr“²⁵); sie greifen sich mit der Zeit und bei gar zu häufigem Gebrauch ab und verlieren ihr scharfes Gepräge.“ Unentwegt rühmte der Rationalismus die Tugend. Ihr sang er die kümmerlichen Lieder, mit denen er den evangelischen Liederchatz zu bereichern glaubte. Man kann fast jedes Lied, in dem dieses Wort vorkommt, unbefehens dem Rationalismus zuschreiben. Ihr Lob erscholl in seinen Predigten, die vom Heiland schwiegen. Sie trat an seine Stelle auch in der neuen Dreieinigkeit, die er aufstellte: Gott, Tugend, Unsterblichkeit.

Er übernahm aber Wort und Sache vom Pietismus, wenn auch zugegeben werden muß, daß der letztere hier denn doch tiefer grub und evangelischer dachte als sein Nachfahr.

Ist nicht schon das Wort Pietät, Frömmigkeit, von dem der Pietismus den Namen hat, bedeutsam? Pietät ist von Religion zu unterscheiden: sie bezeichnet an ihr nur eine Seite, nämlich das, das der Mensch Gott gegenüber zu tun hat. Von dem aber sagt sie nichts, was Gott gegenüber dem Menschen getan hat. Was aber Gott getan hat und tut, ist durchaus das Wichtigste und Erste in der Religion, demgegenüber alles menschliche Tun erst das Abgeleitete ist. So richtig es immer sein mag, das „tätige Christentum“ dem Quietismus gegenüber zu betonen, so führt die alleinige Betonung dieses Christentums doch zum Pelagianismus, der Werkgerechtigkeit, und setzt sich in

²⁴) Weygand, Wörterbuch.

²⁵) Wustmann, Sprachdummheiten, S. 95.

Widerspruch zu dem sola fide, allein durch den Glauben, der reformatorischen Grundwahrheit. So gewiß nun der durch Spener vertretene reinere Pietismus sich von solchem Irrtum fernhielt, so findet sich doch gerade hier eine Brücke, die zum Rationalismus hinüberführt²⁶⁾. Im Pietismus drang das eigene Tun in die Rechtfertigung hinein. Solange das aber der Fall war, konnte von dem vollen Frieden eines begnadigten Herzens nicht die Rede sein. So zeigt es das Leben der beiden bedeutendsten westfälischen Pietisten, Forstmann, später in Solingen, und Weihe, Gohfeld, deren Entwicklung aber über den Pietismus hinausging.

Das sind drei Punkte, in denen der Übergang vom Pietismus zum Rationalismus zutage liegt: Hatte der Pietismus vor dem Bekenntnis nur noch eine gewisse Scheu gehabt, so lehnte der Rationalismus es völlig ab. Hatte der Pietismus immerhin mit kühler Zurückhaltung der Kirche gegenüber gestanden, der Rationalismus macht sie zu einer Abteilung des Staates, in dem sie völlig aufgeht (Säkularisation der Kirche). Betonte der Pietismus das tätige Christentum, so kennt der Nachfahr nur noch die Tugend. Es gibt eben doch Wege, die von jenem zu diesem führen. Schon Möller-Elsen macht auf den Umstand aufmerksam, daß zu seiner Zeit der berühmte Vorort pietistischer Frömmigkeit, Halle, zum Vorort rationalistischer Weisheit geworden sei. An die Stelle von August Hermann Francke ist August Hermann Niemeyer getreten, der leiblich ein Enkel Franckes, aber ganz und gar kein Kind seines Geistes war²⁷⁾.

So hatte der Rationalismus freie Bahn. Er hat sie bis ans Ende durchlaufen und hat seine Spuren bis heute hinterlassen. Ist er wissenschaftlich längst zu den Toten geworfen, so führt er sein Dasein fort in jenen „breiten Massen“, die sich zwar sehr „gebildet“ vorkommen, es aber nicht wissen, daß sie sich nur in die abgetragenen Kleider des Rationalismus hüllen, und gefährdet noch heute „das religiöse Empfinden und wahres geistliches Leben in unserem Volke“²⁸⁾.

Wir unterlassen es, auf die theologischen Führer des Rationalismus hinzuweisen, zumal keiner von ihnen unserem Lande entstammt. Nur darauf sei in aller Kürze noch verwiesen, daß es sich — recht

²⁶⁾ Vgl. Schmalenbach, Hengstenberg III, S. 64 ff.

²⁷⁾ Pfarrer von Elsen II, S. 236.

²⁸⁾ Dietrich Schäfer, Deutsche Gesch. II, S. 345 ff.

gesehen — beim Rationalismus trotz aller hochtrabenden Redensarten einfach um eine neue Religion handelt, mit der die Reformation Luthers wenig genug zu tun hat. Diese beruhte auf zwei grundlegenden Gedanken, dem sogenannten Material- und dem Formalprinzip. Das erste wird bezeichnet durch das sola fide, allein durch den Glauben, das zweite ist das Schriftprinzip. Das erste weist den Weg zur Seligkeit und das zweite den Quell, aus dem allein man die Erkenntnis des rechten Weges schöpfen kann. Das rationalistische Materialprinzip ist die Tugend, die zur Glückseligkeit führt, und das Formalprinzip ist die Vernunft, an die wir für alle religiöse Erkenntnis gebunden sind²⁹⁾.

Die Tugend also führt zur Glückseligkeit. Damit beweist der Rationalismus einen ungeheuerlichen Mangel an Verständnis für die Macht und Schuld der Sünde. Sie ist ihm nur ein leichter Schatten, mit dem jeder anständige Mensch leicht selbst fertig wird. Eine Erlösung am Kreuze gibt es nicht. „Es ist Gottes Wille, durch Tugend die Menschen glücklich zu machen“, lehrte der Pfarrer Holzapfel zu Lemgo in seinem „Leitfaden bey dem Religionsunterrichte“ (Lemgo, 1810). „Darum hat Gott von je Anstalten getroffen, die zur Tugend erziehen. Die vortrefflichsten dieser Anstalten hat er durch seinen Sohn Jesum Christ gemacht. Jesus hat durch seine Lehre, Beispiel und Tod die Menschen von Unwissenheit und Irrtum, von Sünden und ihren traurigen Folgen und von der Furcht vor dem Tode befreit, indem er ihnen den besten Unterricht von Gott und der Art seiner Verehrung, die sicherste Anweisung zu Tugend und Glückseligkeit und die beruhigendsten Aussichten in die Zukunft erteilte. Diese Wohltaten Jesu nennen wir das Werk seiner Erlösung.“ Was aber Holzapfel in der Altstädter Kirche zu Lemgo lehrte, das wurde landauf und landab wie in ganz Deutschland, so auch in unserem Lande gelehrt, und der „Westfälische Anzeiger“ sagte dazu (1807, 23. Januar, Nr. 102) sein Ja und Amen: „Jesus gründete das große Werk der Menschen-erziehung auf der unerschütterlichen Grundlage der Vernunft.“ Er weiß also nicht von einer Erlösung am Kreuze; aber er leitet damit zu der Frage nach der Bibel, das heißt nach dem sogenannten Formalprinzip über.

Wie der Rationalismus dazu steht, zeigt ein Artikel, der sich im Magazin für Westfalen (1799, I, S. 148ff.) findet. Der Verfasser des

²⁹⁾ Kirn, Realenzykl. 16, S. 453²⁰ ff.

Artikels ist unbekannt, die Herausgeber des Magazins aber, Malinkrodt in Dortmund und der Pfarrer Mag. Weddigen in Kleinbremen, tragen für ihn die Verantwortung und müssen doch wohl glauben, mit ihm die Stimmung ihres Leserkreises zu treffen. Dabei ist der rohe Ton des Artikels im besonderen hervorzuheben. Der Artikel hat die Überschrift: „Über den Ursprung des Aberglaubens und die Mittel, solchen zu vertilgen.“ Er führt aus u. a.: „Die Bibel hat als moralisches Lesebuch und als Geschichte des Altertums unstreitig einen großen Wert. Aber es gehört viel dazu, diesen Wert unter einem Wuste von Traditionen, Dichtungen, Fabeln, Allegorien usw. zu erkennen. Die Bücher des Neuen Testaments, mit Ausschluß der Offenbarung Johannis, sind größtenteils gut und würden in einer besseren Übersetzung und von den Schlacken des Judentums und der zeitlichen Vorurteile gereinigt, in einem noch weit besseren Lichte erscheinen. Ihre Basis ist die reine Christusbasis; diese sanfte, edle, menschenfreundliche Leiterin durchs Leben, diese Trösterin in Widerwärtigkeiten und Leiden. Die Bücher des Alten Testaments sind von sehr verschiedener Art: die Psalmen als geistliche Gesänge, die zum Teil für den öffentlichen Gottesdienst bestimmt, teils durch einzelne Begebenheiten veranlaßt waren, die Salomonischen Bücher und das Buch Sirach als praktische Lebensgrundsätze, das Buch Hiob als ein episches, lehrreiches Gedicht haben das meiste Interesse für uns Jetztlebende. Die Bücher Moses bestehen teils aus Mythen und Überlieferungen, teils aus geschichtlichen Nachrichten über die jüdische Nation. Eben das gilt von den Büchern Samuels u. a. Die prophetischen Bücher sind eine Art von Gedichten patriotischer Enthusiasten.

Das ist die Bibel. Wer erkennt nicht gleich das Unzweckmäßige, ein solches Buch zum Schulbuche zu machen! Der Mythos, die fabelhaften Überlieferungen, die bilderreichen Gesänge der Alten — alles ist recht eigentlich dazu gemacht, auf die Phantasie der Kinder zu wirken . . . Und dann die Greuel- und Wundergeschichten, die die Bibel erzählt! Verbindet man endlich mit dem allen die Lehre von der Inspiration, so kann es nicht fehlen, es müssen sich Bilder der Furcht und des Entsetzens einprägen, die den schädlichsten Einfluß auf die Kultur des Verstandes und den moralischen Charakter haben! Es gehört in der Tat nicht viel Beurteilung dazu, um einzusehen, daß die Bibel das schädlichste Buch auf Gottes Erdboden für die Tugend sei, und daß man der Vernunft keinen größeren Dienst leisten könnte,

als die Bibel nach ihrer jetzigen Gestalt ganz eingehen zu lassen!“

Damit ist die ganze bisherige Religion hingefallen, das Christentum zunichte geworden. Natürlich setzte sich dieser „Vernunftglaube“ auch in Westfalen nicht ohne Widerstand durch. Die Synoden der Grafschaft Mark traten dagegen auf. Das Wöllnersche Religionsedikt kam (1788) mit Polizeimaßregeln und mußte daher scheitern. Auch die Gemeinden unseres Landes verhielten sich ablehnend, wie die Gesangbuchsrevolutionen beweisen. Nicht bloß in der Grafschaft Mark mehrte man sich gegen den neuen Glauben mit dem Liede: Halte, was du hast empfangen, mein so teuer erkaufter Christ. Ähnliches wird aus Ravensberg berichtet. Darüber wird noch mehr zu sagen sein.

Dennoch erfüllte sich, was schon 1708 Bernhard Georg Dreckmann, der Sohn des Bielefelders Matthias Dreckmann und selbst später Ravensbergischer Superintendent, in seiner bekannten Disputation zu Halle (stricturae in rationalismum Stemmeisen gegen den Vernunftglauben) behauptet hatte (S. 28): „Jeder wird sich Leitern bauen, auf denen er in den Himmel steigt, und nach Ideen, die er sich erdichtet, sich seine Religion gestalten.“

II. Der Niedergang des Pfarrerstandes.

In diesen ungeheuern Zusammenbruch des christlichen Glaubenslebens wurden naturgemäß die sittlichen Anschauungen hineingezogen. Wenn der Gesetzgeber nichts mehr war, mußte auch das Gesetz zu nichts werden. Diese Erscheinung trat natürlich zuerst an denen hervor, die zu heiligem Dienst berufen waren. Für unser Land, das der eigenen Universität entbehrte, war verhängnisvoll, daß Halle, wohin die westfälischen Musensöhne zumeist zogen, sich der neuen Weisheit erschloß. Auch hier sanken die Einrichtungen der alten Universitäten, die bisher dem jungen Studenten ein sittlicher Halt gewesen waren, dahin. In der Reformationszeit hatte jeder Student seinen Präzeptor gehabt, der für ihn verantwortlich war. In der Zeit der Orthodorie wie des Pietismus hatten die Landsmannschaften, die alten studentischen Korporationen, in den Kirchen der Universitätsstadt ihre eigenen Kirchenstühle, die sie sonntäglich füllten¹⁾. Es gab auch Konvikte, Kontubernien, Burfen. Dazu sammeln Professoren Kommensale in ihrer Wohnung²⁾. Wir wissen vielfach von persönlichen Einwirkungen der Professoren auf einzelne Studenten. Lütke mann in Rostock, dem der Westfale Fabricius sein Christentum verdankte, trat sein akademisches Lehramt (1643) mit dem Wahlspruch an: „Ich will lieber eine Seele selig als hundert gelehrt machen.“³⁾

Jetzt aber fielen unter der Einwirkung der Aufklärung die bisherigen sittlichen und religiösen Schranken dahin. Der Geist der Zeit hielt ungehemmt seinen Einzug in die akademische Jugend. Es brach für sie eine Zeit der Rohheit, sittlicher Zügellosigkeit, zumal der Trunksucht an, die keine Schranke kannte. In dem Sumpfe ging manches junge Blut zugrunde. Aber wer auch nicht ganz zugrunde ging, behielt doch wohl eine schwere Wunde in seinem Gewissen oder, was noch schlimmer war, eine Neigung zu solchen Ausschreitungen, die lähmend und verderblich auf seinem späteren Amtsleben lastete und seine religiöse Einstellung im Sinne der Aufklärung bestimmte.

Kam der Student nach beendigtem Studium in die Heimat, so fand er hier oft keine führende Hand, die seine Erziehung vollendete. Nicht einmal ein drohendes Examen führte zur Einkehr. Denn das theo-

1) Fabricius, Die deutschen Korps, S. 15 u. 19.

2) Tholuck, Akad. Leben I, S. 206 ff. u. 221.

3) Tholuck, Akad. Leben I, 2, S. 109.

logische Examen fand erst statt, wenn der Kandidat die Ernennung zu einer Pfarrstelle in der Hand hatte. Und bis dahin konnte viel Zeit vergehen. Die Examina selber waren auch keineswegs immer ernsthafte Prüfungen. Bekannt ist der klassische Spott über sie in der *Sobjade Kortums*⁴⁾. Und ob die *Sobjade* die Zustände in der Grafschaft Mark geißelt, so ist doch um der Wahrhaftigkeit willen zu sagen, daß sie genau ihrem älteren Vorbilde, dem „Martin Dickius“, jener Satire Schwagers, entspricht, die sich mit Ravensbergischen Zuständen beschäftigt!

Da wird etwa im Jahre 1792 ein Kandidat Doni geprüft: die Patronats Herrschaft von Waghorst hat ihn auf die zweite Pfarrstelle in Ködninghausen berufen. Er hat „gute Kanzelgaben“; als er aber nach gehaltener Predigt im mündlichen Examen nach der „Wahrheit und Vortrefflichkeit der christlichen Religion und ihren Beweisgründen“ gefragt wird, verursacht „eine Betäubung des Gemüts eine solche Furchtsamkeit“, daß es mit seinen Antworten ziemlich zu Ende ist. Er wird zwar für bestanden erklärt, aber er soll die Lücken in seinem Wissen bessern! Um so glänzender erscheint sein Nachfolger Johann Gottfried Hoche; er ist Dr. phil. und hat bisher schon als „Sublevant“, das ist als persönlicher Gehilfe dem Generalsuperintendenten von Halberstadt allerlei abnehmen dürfen. So hat er auch sein Examen in Halberstadt „mit vorzüglichem Beifall“ bestanden; aber er ist in Ködninghausen nur vom Dezember 1799 bis zum Juli 1800 und geht dann nach Gröningen bei Halberstadt. Bekannt ist er noch heute durch die Beschreibung einer Fußreise in das Münstersche Waterland. Wieder dürfen wir ein anderes Examen mit erleben: „die Bekanntschaft mit dem Grundtext des Neuen Testaments erweist sich als sehr mangelhaft“. „Prüfung im Hebräischen des Alten Testaments hat sich der Kandidat von vornherein verbeten“; aber das Alte Testament ist ihm überhaupt unbekannt. Dagegen „konnte man in Glaubens- und Sittenlehre zufrieden sein“. Gesamtprädikat: „mittelmäßig“⁵⁾. Aber er wird angestellt.

Die Art, wie die Pfarrstellen besetzt wurden, hatte weiter die schwersten Übelstände in ihrem Gefolge. Man spottete über die *casus obliqui*, durch die der Pfarrer ins Amt komme. Unter dem Genitiv

⁴⁾ Hamm 1823, S. 76 ff.

⁵⁾ Münster, Staatsarchiv XXXV, Nr. 1401.

verstand man verwandtschaftliches Konnexionswesen: an der Hand der Pfarrwitwe oder -tochter hing oft genug die Pfarrstelle. Noch schlimmer war der Dativ, da man einfach durch Geld sie erkaufte, wozu die zahlreichen Patrone immer bereit waren. Wo die Gemeinden einen Pastor besonders wünschten, brachten sie selbst die erforderlichen Geldsummen auf⁶⁾. So ließ die Äbtissin zu Herford als Patronin sich für die erste Pfarrstelle zu Bünde 2200 Taler, für die zweite 500 Taler bezahlen. Dazu erhielt ihr Kammerdiener noch 100 Taler. Das Kloster Marienfeld forderte für die Pfarrstelle zu Isselhorst 100 Taler⁷⁾. Der „Pfarrschacher“, den die Juden vermittelten, spielte dabei eine große Rolle⁸⁾.

Das war alles ganz und gar unwürdig. Dazu kam dann die schlechte pekuniäre Lage der meisten Pfarrer, die auf allerlei Notbehelfe denken ließ, und es kam endlich dazu die überaus schwierige innere Lage, der Gewissenskonflikt, in dem jeder ernste Pastor stehen mußte: er ist verpflichtet, ein Evangelium zu predigen, auf das alles, was auf Bildung Anspruch machte, herabsah, zu dem er selbst keine innere Stellung hatte. Wie konnte er das, ohne innerlich Schaden zu nehmen?

So erwies es sich auch hier, daß Revolutionszeiten für Hebung ernster Sittlichkeit nie günstig sind. Trotz alles Geredes von Tugend sank sie unter dem rationalistischen Einfluß, und zwar gerade bei denen, die in ihr noch das einzige Thema ihrer Reden sahen⁹⁾.

Es gab auch Leute von strenger Moralität unter den rationalistischen Geistlichen. Steht nicht auch am Himmel noch lange die Abendröte, wenn die Sonne längst unterging? Aber die Wurzeln der Sittlichkeit liegen im Glauben; vertrocknet er, so kann auch sie auf die Dauer nicht bestehen.

Wir können uns nicht überwinden, aus unserem Lande Beweise anzuführen, die unglaublich erschienen, wenn sie nicht wohlverbürgt wären. Es sei darum nur das Urteil des oft zitierten Völlenbecker Pfarrers Schwager angeführt, der doch selbst zu den Aufgeklärten gehörte¹⁰⁾: „Es kann nicht an gewissenlosen, leerköpfigen Predigern fehlen, die mit dem Strome der Gleichgültigkeit in Religionsjachen fortschwimmen, weil die Sinnlichkeit ihre Vernunft überwiegt. Man

⁶⁾ Weihe, Leben und Charakter, S. 184.

⁷⁾ Tischhauser, S. 160; Schwager, Rheinreise, S. 13f.

⁸⁾ Bratke, Just. Gesenius, S. 111.

⁹⁾ Vgl. dazu Biedermann, Deutsche Kulturgesch. II, 500ff.; Tholuck, Vorgesichte I, S. 267ff.; Drews, Der evang. Geistliche, S. 134.

¹⁰⁾ Rheinreise, S. 359.

hört wohl von Predigern, die auch im Pfarramte das rüdeste, liederlichste, trozigste Studentenleben fortsetzen.“ Er führt weiter aus¹¹⁾: „Der Pfarrerstand sei nicht mehr ehrwürdig. Daher schmelze die Zahl der Theologiestudierenden unausgesetzt zusammen.“ Er selbst ließ seine Söhne nicht Theologie studieren.

Anton Gottfried Schlichthaber, Pfarrer an St. Simeon in Minden, stimmt diesem Urteil seines Ravensbergischen Kollegen durchaus zu¹²⁾: „So hoch auch die Lehrer der ersten christlichen Kirche und noch in vorigen hundert Jahren sind geachtet worden und verehret, so wenig gilt jetzt ihr Ansehen. Ja, es fehlt nicht viel, so sind sie ein Spott der Leute und der Gegenstand der scherzhaften und lustigen Gespräche in allen Gesellschaften... Untersuchet man die Ursache, so hört man das allgemeine Geschrei: ihr bringt euch selbst in Verachtung¹³⁾. Es ist leider wahr, daß viele Lehrer (Pfarrer) gefunden werden, die zwar öffentlich sagen: ich suche euch (mit Worten), aber gedenken: das Eure (in der Tat).“ Im folgenden nennt Schlichthaber alle die Sünden mit ausdrücklichem Worte, die er an seinen Standesgenossen beklagt. Gewiß, auch das ist nur eine einzelne Stimme, aber es ist die Stimme eines aufrichtigen Mannes. Wichtiger noch scheint, daß es die Stimme eines Standesgenossen ist, der die Wahrheit wissen konnte und mußte. Aber das Wichtigste scheint uns das zu sein, daß wir hier eine Selbstkritik des Standes haben, und darin liegt — so traurig die Lage sein mag — dennoch eine Verheißung für die Zukunft. Denn nur dem Bußfertigen gehört die Gnade.

Es ist klar, daß ein Stand wie der geschilderte die sichere auf Vertrauen gegründete Stellung im Volksleben, die er bisher besaß, verlieren mußte. Die Religion der Frommen und die freisinnige Theologie vieler Pastoren stimmten nicht mehr überein. Bezeichnend war die Klage einer einfachen Frau: „Man kann über alles mit dem Pastor reden, nur nicht über Religion; denn das versteht er nicht.“¹⁴⁾ Eine Frömmigkeit ohne den Pastor und wider ihn trat auf. Wir hören von Quäkern, Herrnhutern, chiliastischer Schwärmerei¹⁵⁾.

11) a. a. O. S. 351.

12) Vgl. Ev.-luth. Mindisches Prediger-Gedächtnis, Vorrede.

13) Hesekiel 34, 3 u. 4.

14) Seeberg, Kirche Deutschlands S. 21.

15) Vgl. Der neue Pitaval 1858, Teil VI, S. 272 ff., aus den Jahren 1768—1780. Jacobsen II, S. 518.

Bei dem allen drängt sich die Frage auf: Gab es keine kirchliche Obrigkeit, die auf Sucht und Ordnung hielt? Aus den letzten Tagen Friedrich Wilhelms I. stammt eine Instruktion für die geistlichen Inspektoren von Minden-Ravensberg, die das Nötige vorsah. Das ganze Land war in Kirchenkreise geteilt, an deren Spitze Inspektoren standen¹⁶⁾, die wiederum an dem gemeinsamen Superintendenten ihr Haupt hatten. Diese Inspektoren haben jährlich zwischen Michaelis und Martini ihre Gemeinden zu visitieren. Und da predigt nun der Pfarrer über einen ihm aufgegebenen Text, danach hat er die gehörte Predigt in Frage und Antwort mit der Gemeinde, und zwar mit Jungen und Alten zu wiederholen, um das Verständnis festzustellen, und er soll dabei nicht vor dem Altar stehen bleiben, sondern in den Hauptgang des Mittelschiffes treten, um die Leute desto bequemer fragen zu können. Das Konzept der Predigt hat er dem Inspektor einzureichen. Nach dem Gottesdienste tritt der Pastor ab, der Inspektor fragt nun die Hauswirte nach Lehre und Leben des Pastors. Von Schwager aber wissen wir, daß die Gemeinden auf diesen Akt großen Wert legten. Der Inspektor berichtet über den Befund an den Superintendenten. Hier spielt die Konduitenliste eine Rolle.

Das macht alles einen ernsthaften Eindruck. Dazu ergingen von Berlin für einzelne Fälle strenge Vorschriften: so war z. B. der Kauf einer Pfarrstelle durchaus untersagt; die Pfarrnundinationen (das heißt der Pfarrschacher) wurden mit Strafen bedroht¹⁷⁾. Aber die strengsten Geseze vermochten nichts gegen den Geist der Zeit, auch wenn sie wirklich ausgeführt wurden. Der Küster und Organist Schurffius in Holzhausen unterm Limberge hatte es (1748) arg getrieben¹⁸⁾. Vom Branntwein überwältigt, schlief er am Sonntag an der Orgel ein und machte dadurch seinen Zustand bekannt. In der Schule führt er sich eben so übel auf. Unsagbar ist, wie er sich auf dem Blasheimer Markt benommen hat. Mit dem Schweinehirten hat er sich geprügelt. Da greift endlich der Superintendent Hoffbauer ein. Keuig legte der Schuldige das Gelübde der Enthaltksamkeit ab. Ob er es hielt?

Der Niedergang des Pfarrerstandes zeigt sich in dem Verfagen, das in der ganzen Amtstätigkeit sich kundtut.

¹⁶⁾ Jacobsen II, S. 514 ff.

¹⁷⁾ Jacobsen II, S. 520 ff.

¹⁸⁾ Münster Staatsarchiv XXXV, Nr. 756.

Der Gang des Gottesdienstes war durch die Reformation geordnet. Luthers „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes“¹⁹⁾ hatte das entscheidende Wort gesprochen. Es war darin einerseits die evangelische Freiheit völlig gewahrt: man solle aus der Ordnung des Gottesdienstes „ja kein nötig Gesetz machen, noch jemand's Gewissen damit verstricken oder fahen“; andererseits aber auch die Notwendigkeit der Ordnung betont und allem „Fürwitz“ gewehrt, daß „nicht ein Jeglicher ein eigens macht“. Luther spricht es dabei ausdrücklich aus, daß es seine „Meinung“ nicht ist, „das ganze Deutschland müßte unsre wittenbergische Ordnung annehmen“, aber „sein wäre es, wenn in einer jeglichen Herrschaft der Gottesdienst auf einerlei Weise ginge“. Es folgt dann die Ordnung des Gottesdienstes im einzelnen.

Es ist leicht gesagt, daß diese Ordnung nichts als eine Zusammenstellung von übriggebliebenen Bruchstücken der alten Messe sei, die ohne innerlichen Zusammenhang aneinandergesetzt seien. Man tue am besten, sie ganz zu streichen. Indes — so gewiß wir die einzelnen Stücke der Liturgie durch die römische Messe erhalten haben —, so gewiß ist es, daß sie längst vor Ausbildung des eigentlichen Messedienstes in kirchlichem Gebrauch waren. *Salutatio* (der wechselseitige Gruß), *Kyrie*, *Litanei*, *Kollekten*, *Präfation* sind schon zur Zeit *Basilius des Großen* bezeugt. Schon der bekannte Brief des *Plinius* bezeugt den Wechselgesang im christlichen Gottesdienst²⁰⁾. Die Reformation hat nur die Verwirrung von Sakramentalem und Sakrifiziellen aufgehoben — das heilige Abendmahl ist kein Sühnopfer mehr —, hat die Elemente des Gottesdienstes wieder in die rechte Stellung zueinander gebracht und hat auch die Gemeinden zum Gottesdienste und damit zur sinngemäßen und heiligen Ausübung des allgemeinen Priestertums herangezogen. Dazu hat sie die deutsche Sprache in den heiligen Dienst eingeführt, die Gebete vermehrt, gereinigt, bereichert und mit dem allen neuen Geist alten Formen eingehaucht, also ein eigentümlich Neues geschaffen.

An Luther schließt sich die *Herforder Kirchenordnung* von 1534 eng an. Sie betont die evangelische Freiheit, aber auch die Notwendigkeit der Ordnung: „nicht dat wy darane verdenen, sundern Frieden und Einigkeit bewahren“²¹⁾. Der Gang des Gottesdienstes entspricht genau

¹⁹⁾ 1526, Erl. Ausgabe Bd. 22, S. 226 ff.

²⁰⁾ *Kliefoth* S. 102.

²¹⁾ Vgl. *Kav. Kirchengesch.* II, 36 f.

den Vorschlägen Luthers. Dasselbe ist der Fall bei der Mindener KD.²²⁾ Beides sind freilich zunächst nur städtische Ordnungen; aber sie drangen sicher alsbald über die Stadtmauern hinaus in die ländlichen Kirchspiele, auch dort die kirchlichen Neueinrichtungen bestimmend. Später werden die mecklenburgische KD. von 1552 und die kursächsische von 1559 von Einfluß gewesen sein²³⁾.

So entstand in unserem Lande ein ernsthaftes christliches Wesen mit reichem gottesdienstlichen Leben. Neben der Messe, wie man zunächst den Hauptgottesdienst noch nannte, hatten Mette und Vesper ihren besonderen Gang. Neben den Sonntagsfeiern gab es Wochengottesdienste, auch auf dem Lande. Wir stehen vor einem großen Reichtum an Gebet, Gesang, Lesung des göttlichen Wortes und dürfen die freudige Teilnahme der Gemeinden an dem allen getrost annehmen. Bedeutungsvoll mußte es erscheinen, wenn bei der Verlesung des Evangeliums die Lichter auf dem Altare angezündet wurden, die Männer aber aufstanden und die Häupter entblößten und die Frauen den Schleier zurückschlugen.

Nun waren mehr als zwei Jahrhunderte seit jener ersten Frühlingszeit über unser Land dahingegangen. Der Dreißigjährige Krieg hatte gewüthet, der Pietismus hatte wieder zu bauen gesucht, aber war auch vorübergegangen, und jetzt drang mit Gewalt die Aufklärung in das Land. Sie brachte einen neuen Glauben: Was galten da die „Formen und Formeln“ des alten Glaubens? Sie ließ sie schweigend und stille, daß die Gemeinden es nicht merkten, eine nach der andern fallen. Es gelang — so rühmt ein westfälischer Prediger — „im Stillen, vor und nach ohne alles Geräusch und darum ohne Widerspruch der Gemeinden manche bei den kirchlichen Handlungen üblich gewesenen Tändeleien, manche zweckwidrige mitunter höchst unvernünftigen Gebräuche zu entfernen“. Stichwort war, man müsse Gott „im Geist, das heißt mit Bewußtsein, und in Wahrheit, das heißt mit Zustimmung des Herzens anbeten“. Aber diese Erklärung wird dem Herrnwort nicht gerecht, dies Wort enthüllt das Allerheiligste der Anbetung Gottes, die allein ein aus dem Heiligen Geist wiedergeborenes und zur Wahrheit seiner göttlichen Bestimmung durchgedrungenes Gotteskind darbringen kann. „Wer aber“ — so belehrte ein aufgeklärter westfälischer

²²⁾ Richter I, S. 138.

²³⁾ Hamelmann Opp. S. 840 ff. u. Krafft, Theol. Arbeiten IV, S. 150: der Brief Melancthons an Wicht in Bielefeld.

Geistlicher — „aus Erfahrung weiß, daß vorgeschriebene und hingeklapperte Reden und Gebete den Geist einschläfern und töten, der muß den immer wiedergekauften Formeln gram sein und den hassen, der deren Gebrauch allgemein vorschreiben will. Es ist Judaismus, Papismus, Mohammedanismus, würdige Lehrer an eine Liturgie ketten zu wollen.“ Dem stimmte auch ein Ravensbergischer Geistlicher zu²⁴⁾: „Der veraltete Kultus, das Rituale, die Liturgie machen so wenig die Religion aus als die tausendjährigen Mysterien, die mit dem Geiste der Zeit in Widerspruch stehen. So einfach die Religion selbst ist, so einfach muß auch der äußere Kultus werden, wenn der Leichtsinn die verrunzelte Schale mit dem schönsten Kern nicht zugleich wegwerfen soll.“

Es gibt noch eine ganze Reihe ähnlicher Zeugnisse aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Auch ein Eylert, früher Pastor zu Hamm, dann Hofprediger in Potsdam, bezeugt²⁵⁾: „Es herrschte volle Willkür auf liturgischem Gebiete, und es gab keine Richter in Israel. Jeder tat, was ihm wohlgefiel. Jeder Prediger folgte seiner Einsicht, seiner ratio.“ Was aber die Gemeinden dabei empfanden, sagt Weddigen (Kleinbremen)²⁶⁾: „Es wäre sehr zu wünschen, daß das Äußere unseres Gottesdienstes mit etwas mehr Feierlichkeit begleitet und besonders die Musik für denselben mehr vervollkommnet würde.“

Hauptbestandteil des evangelischen Gottesdienstes war seit den Tagen der Reformation die Predigt. Der „Predigtstuhl“, der in den mittelalterlichen Kirchen zum Teil überhaupt gefehlt, zum Teil wenigstens keine feste Stätte gehabt hatte, war in evangelischen Kirchen von vornherein in hohem Ansehen. Das zeigt sich schon in dem kleinen Umstand, daß, während in katholischen Kirchen Stiftungen für Altäre gewöhnlich sind, in evangelischen solche für den „Predigtstuhl“ geschehen. Freilich hatte auch evangelischerseits der Gedanke gottesdienstlicher Anbetung, wie schon gesagt, immer noch fortgelebt. Man behielt aus der Liturgie der Messe, soviel davon mit dem Evangelium zusammenstimmte. Es lag das in dem konservativen Zuge der deutschen Reformation. Ja, man wollte, daß die Predigt, eingegliedert als hervorragendes Stück in den Kultus, den Charakter der Kultuspredigt an sich trage, und in heiliger, tiefer Weihe der anbetenden

²⁴⁾ Hoche, Pastor in Ködninghausen, Reise ins Vaterland, 1800, S. 405 f.

²⁵⁾ Charakterzüge III, S. 303.

²⁶⁾ Westf. Mag. 1786, II, S. 33.

Liturgie entspreche. Sie soll „erbaulich“ wirken, also zu innerlicher Freude und Gewißheit eines inneren Besitzes führen. Man berief sich wohl auf die Aufforderung, die im Traum einem alten Kirchenvater geworden war und ihn zu den Predigten Basilus des Großen führen sollte: *φάγε νοήματα*, iß Gedanken²⁷). Das ist, was auch Löhle, der Meister evangelischer Beredsamkeit, einmal ausspricht²⁸): „Der evangelische Prediger will weder durch menschliche Beredsamkeit, noch durch Gefühlserregungen, noch durch das unreine Mittel aufgeregter Nerven Christo Freunde gewinnen. Nicht die Unruhe der Erweckung ist es, worauf er ausgeht, sondern der Umschwung göttlicher Gedanken. Er sucht die heiligen Gedanken des göttlichen Wortes recht bekannt zu machen, der Anschauung, dem Wohlgefallen, dem innersten Wesen seiner Zuhörer recht nahe zu bringen. Auch er verwirft die Gefühle der Menschen nicht, aber er erregt sie durch stilles Vorhalten des himmlischen Lichtes, oder vielmehr er läßt dieses Licht leuchten und weiß dann gewiß, daß mit dem Strahle auch Wärme ausgeht. Seine Schlagworte sind nicht „erwecken“, sondern jene Worte der Schrift, welche auf das allmähliche, stille Zunehmen des göttlichen Senfkorns deuten.“ Es sei gestattet, hier auf einen Meister dieser Beredsamkeit hinzuweisen, wie er unserem Lande in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in einem Schmalenbach geschenkt war. Aus dem Mittelalter aber klingt das Lob zu uns herüber, das ein Heinrich von Herford einem großen Prediger seiner Zeit beilegt und ähnlich gemeint war²⁹): *Dulcedine facundiae, quocumque voluisset, animos egit*, durch die Süßigkeit seiner Beredsamkeit führte er die Seelen, wohin er sie haben wollte.

Natürlich soll damit keineswegs die Notwendigkeit der Erweckungspredigt, der eigentlichen „Evangelisation“, der Volksmission bestritten werden, der gegebenen Ortes ihr volles Recht bleiben muß. Immerhin ist ihr Zweck ein anderer, als der des sonntäglichen Gottesdienstes. Und nun bleibt das Wort eines bekannten neueren Theologen doch wohl bestehen³⁰): „Die Predigt hat den Kultus und der Kultus die Predigt ruiniert.“

²⁷) Vgl. Palmer, Homiletik S. 18 ff.

²⁸) Von der Kirche, S. 120.

²⁹) Ausgabe Pottharst S. 202.

³⁰) Hilpert, Neue kirchl. Zeitschrift 1918, Heft 3, S. 126 ff. u. Heft 4, S. 164.

Wir haben hier von der Predigt der Aufklärung zu handeln. Schon äußerlich war sie weit entfernt davon, ein Zeugnis inneren Lebens an Herz und Gewissen zu sein. Praedicare heißt frei heraus und mit freudigem Aufstun des Mundes verkündigen. Aber die rationalistischen Geistlichen waren oft sklavisch an ihr Manuskript gebunden: sie predigten nicht, sie lasen, auch wenn sie alle Jahre dieselbe Predigt wiederholten, sie einfach vor³¹⁾.

Was den Inhalt der Predigten angeht, so band man sich wenig oder gar nicht an die biblischen Texte: sie wurden nicht ausgelegt, sondern dienten vielfach nur als eine Art Borspruch. Das war besonders der Fall bei den sogenannten Perikopen, den altkirchlichen Sonntagsevangelien und Episteln. Zwar war ihre Vorlesung immer noch vorgeschrieben, aber man kümmerte sich denn weiter nicht mehr um sie. Von Heilsverkündigung enthielt die Predigt oft soviel wie nichts³²⁾. Klaus Harms urteilte davon: „Was man nicht weiß, bekommt man nicht zu wissen, und was man zu wissen bekommt, das weiß man oder es ist nicht wert, gewußt zu werden.“³³⁾ Und so wenig die Predigten die Tatsachen der Bibel verkündigen, so wenig sprechen sie noch die Sprache der Bibel. Die Bibel ist ihnen ein unbekanntes Buch. Der Pfarrer Möller von Elsen³⁴⁾ spottet der Amtsgenossen: Einst habe Herzog Ernst von Gotha einige Geldstücke in die Bibel eines Pfarrers gelegt, die er nach Jahren noch darin fand. Ähnliches solle in Westfalen vorgekommen sein. Ein Anonymus, ein Ungenannter, habe in hebräische und griechische Bibeln der Pfarrer Gold, in Handbibeln Silbergeld gelegt, und es soll darin so gut aufgehoben gewesen sein wie in seiner Tasche. Das erkläre sich natürlich genug: die Pfarrer läsen die Bibel nicht, sie gebrauchten fremde Predigten, um eigener Mühe überhoben zu sein; das seien die sogenannten Postillenreiter. Für Krankenbesuche seien noch ein paar Bibelsprüche aus der Jugend bereit, und die Philosophie des Tages wie die Tageslektüre reichten das übrige dar. Wie sollte da die Bibel nicht entbehrlich sein! „Angesichts dieses“, schließt Möller, „wird jeder, der Grund hat zu glauben, daß bei ihm etwas versteckt sein könnte, zu

³¹⁾ Vgl. Tischhauser S. 161. Das geschah aber auch später noch vielfach, auch von solchen, die mit der Aufklärung nichts gemein haben wollten.

³²⁾ Vgl. Rationalist. Predigtthemen bei Tischhauser, S. 163f.

³³⁾ Protestantismus am Ende des 19. Jahrh. II, S. 606.

³⁴⁾ † 1807 a. a. O. S. 224f.

seinen Büchern eilen und Nachsuchung nach all dem Silber und Gold anstellen.“

Das ist ein hartes Urteil, aber ob es nicht doch ein gerechtes ist? Kommt es doch von einem Manne, der keineswegs ein Heißsporn war und dessen Name noch heute in Westfalen in höchsten Ehren steht. Und er hat sich nicht bloß einmal, etwa in einer Stunde des Unmuts, in dieser Weise geäußert. Es mag daher noch ein Wort von ihm hier folgen. Er sagt³⁵⁾: „Die Form des Predigtwesens ist im ganzen so sehr verdorben und vernachlässigt, daß viele Leute, besonders die vornehmern Klassen, unter gedruckten Predigten nichts anderes als ein armseliges Geschwäg über irgendeinen moralisch-religiösen Gemeinplatz — meistens nicht mit Unrecht — verstehen. Selbst die sogenannten Meisterwerke dieser Art... ziehen doch den Hörer und Leser meistens nur wenig an, werden bei fortgesetzter Bekanntheit von Herzen langweilig, und man trennt sich von ihnen gern, weil sie sich als Abhandlungen zu flach, als Paränesen, Mahnreden, zu allgemein und als Kunstreden zu unästhetisch ausnehmen. An vielen dieser neuesten und gelobtesten Kanzelredner wird man es kaum gewahr, daß ein christlicher Lehrer zu einer christlichen Gemeinde redet, so wenig christlichen, frommen Sinnes spricht aus ihnen und so sorgfältig ist aller Gemeinschaft mit den heiligen Büchern, Sprüchen und Geschichte der Christenheit, als den Juden ein Argernis, den Griechen eine Torheit ausgewichen.“ Möller verweist dann mit Herders Worten an die sogenannte analytische Predigtart, die sich an den biblischen Text und dessen wirkliche Auslegung mit Ernst halte und darum ganz anderes von göttlicher Kraft enthalte als „eine leidlich wohl lautende Deklamation über einen beliebten Gemeinplatz der Moral, mit der auch wohl der dürftigste und herzloseste Schwäger nach weniger Übung zustande kommt“. In der That suchte man die öden Moralpredigten durch allerlei Sentimentalitäten annehmbarer zu machen. Auf sie zielt jener bekannte höchste Lobspruch auf eine Predigt: „Dei Lue wören alle ant Orienen“, als käme es vor allem auf die Tränendrüsen an. Es war die Zeit, in der Sternenschimmer und Vollmonde, Morgenröten und Blütenmeere, Liebes- und Freundschaftsgrüße, Nacht- und Grabesgedanken ihre Heimat auf der Kanzel hatten³⁶⁾. Und es ist auch die Zeit, aus der das Goethische Wort stammt:

³⁵⁾ Der Pfarrer von Elsen II, S. 130 ff.

³⁶⁾ Rahnis, Innerer Gang II, 117.

Ich hab' es öfter rühmen hören,
ein Komödiant könn' einen Pfarrer lehren.

Freilich ist zu beachten, daß Goethe dieses Wort dem Vertreter der Aufklärung (Wagner) in den Mund legt, und daß Faust darauf antwortet:

Sa, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist,
wie das dann wohl zu Zeiten kommen mag.

Der juristische Ahnherr aber klopfte einst dem „Frühlingsprediger aus dem Hohen Liede“ mahnend auf die Schultern: „Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt, aber das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit.“

Nun aber werden wir uns weigern, einen solchen Niedergang der Predigt für unser Gebiet anzunehmen, wenn wir nicht zweifelsfreies Zeugnis darüber erhalten.

Da sei denn zuerst gesagt, daß die segensreichen Einwirkungen des alten Pietismus verhältnismäßig spät bei uns noch nachzuweisen sind. Ein Weihe-Gohfeld starb erst 1771, seine Schüler und Freunde aber standen noch mehrfach bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts auf Ravensbergischen Kanzeln und wirkten in Treue und darum in Segen. Ihre Namen sind noch heute unvergessen.

Dennoch muß gesagt werden: es handelt sich dabei nur um Einzelne, deren Wirksamkeit im stillen blieb. Die Wasserflut der Aufklärung wogte auch durch unser Land und ist bis weit in das 19. Jahrhundert hinein zu merken.

Zunächst sei auf die verwandten Zustände im Lippischen Lande verwiesen, die einen Schluß auf die Minden-Ravensbergische Nachbarschaft zulassen. Das Lippische Magazin schreibt noch 1836, also in einer Zeit, da der Rationalismus noch nicht überwunden war (Nr. 24, S. 377f.): „Auch eigentliche Armseligkeit und Dummheit verirrt sich auf die Kanzel, erst recht solches Predigen, das nicht auf das reine Wort des Evangeliums gegründet ist, und die tiefsten und fruchtbarsten Stellen desselben, die Geist und Leben sind, mißbraucht, um die fadeften alltäglichsten Gedanken daran abzuspinnen, die nicht im geringsten Zusammenhange mit dem Texte stehen. Wir rechnen dahin die willkürliche und absurde Deutung der christlichen Festtage, wobei ihre wahre evangelische Bedeutung völlig umgangen wird, wie z. B. das Pfingstfest sei die Feier des in die Natur wieder eingeströmten, belebenden Gottesgeistes; das Osterfest könne uns bei irdischen Tren-

nungen mit der Hoffnung einstiger Wiedervereinigung trösten, Weihnachten sei das eigentliche Fest der Kinder... Wir rechnen dahin alle Polemik, die nicht erbaut, sondern reizt und erbittert, namentlich all jenes hohle Geschwätz gegen sogenannten Pietismus bei ganz offenbarem eigenen Mangel an Frömmigkeit und geistiger wie geistlicher Tüchtigkeit. Wer kann dergleichen anhören, ohne sich mit Unwillen abzuwenden und sich lieber daheim am reinen Evangelium zu erbauen, als an heiliger Stätte ein Ärgernis zu nehmen?"

Das Lippische Magazin bringt auch weiter allerlei „Curiosa“ über die nun freilich mehr und mehr abklingende Predigtart der Aufklärung und gibt dankenswerterweise ausführliche Quellennachweise. Im Magazin 1837 (Nr. 25, S. 398) wird auf das theologische Literaturblatt zur Allgemeinen Kirchenzeitung 1836 verwiesen. Danach hat ein Pfarrer Wilhelm Meinhold zu Krummin auf Usedom am ersten Pfingsttage 1835 über die Wahrheit gepredigt, „daß ein Dieb weder sich selbst noch die Seinigen liebe“. Das geht auch dem rationalistischen Literaturblatt zu weit: „Es sei Pfingsten immerhin ein höherer Festtag, und da soll man nicht fremdartige Dinge zur Sprache bringen, wie u. a. auch der getan habe, der am ersten Advents-sonntage aus dem Worte: ‚sie hieben Zweige von den Bäumen‘, Veranlassung genommen habe, wider den Baumfrevler zu predigen.“ Interessant dürfte daran besonders sein, daß es ein rationalistisches Blatt ist, das jene Baumfrevlerpredigt am ersten Advent und diese Diebstahlspredigt am ersten Pfingsttag feststellt. So dürfte gegenüber mancher, vielleicht nur legendarischen Überlieferung rationalistischer Predigtthemen an den genannten nicht zu zweifeln sein.

Auch in unserem Gebiete werden anhaltend Klagen über die Unfruchtbarkeit dieser Predigten laut. Das Westfälische Magazin (Herausgeber Weddigen, Pfarrer in Kleinbremen) enthält 1798 (S. 384ff.) einen Artikel, der die Frage behandelt: „Sollten nicht unsere Gottesverehrungen in unseren Gegenden für die Sittlichkeit der Christen wirksamer gemacht und mehreres zur Beförderung der letzteren durch die Religionslehrer getan werden können?“ Der Verfasser stellt fest, daß die Klagen über den Niedergang christlicher Frömmigkeit überhand nehmen. Die Schuld findet er nicht nur in der ungeistlichen Richtung der Zeit, sondern auch in der fehlerhaften Einrichtung des Gottesdienstes. Er huldigt selbst durchaus der herrschenden Aufklärung und berührt also den tiefsten Grund des Übelstandes nicht, aber aus allem,

das er sagt, leuchtet die Erkenntnis: der Gottesdienst versagt völlig. Seine Ratschläge sind recht eigenartig: der Gottesdienste sind zuviel; nur was selten ist, zieht an. Daher soll eine ganze Reihe von Gottesdiensten eingehen. Sie sollen „simpler“ werden, abzuschaffen ist das viele Singen. Das liturgische Moment des Gottesdienstes sagt dem Schreiber nicht zu. Ob er freilich darin unrecht hat, wenn er für die liturgische Gestaltung größeren Wechsel wünscht? Er möchte z. B. für den stetig wiederkehrenden aaronitischen Segen „eine schicklichere und vernünftigeren, aber kraftvolle Bibelstelle“. Darüber ließe sich sprechen. Für die Predigt aber lehnt er — und das ist für ihn bezeichnend — „alle Mystik oder dogmatische Kruditäten ab“ und wünscht statt dessen Moral. Er klagt (S. 400): „Wenn doch endlich einmal das größtenteils unzweckmäßige Predigen über die sonntäglichen Evangelien und Episteln, die für die Bedürfnisse unserer Zeit nicht stimmen, nicht alle sittlichen (!) Inhalts sind, aufhörte!“ Aber er weist dann überhaupt aus dem Buche der Bücher in das Buch der Natur, in dem sich Gottes Weisheit und Güte deutlich offenbare. Er wünscht daher ein besonderes Schöpfungsfest im Frühjahr. Das hat sich nicht durchgesetzt, wie es etwa bei dem „Totenfest“ der Fall ist. Erwähnt sei übrigens, daß wir den weihnachtlichen Christbaum oder doch seine allgemeine Verbreitung der Aufklärung verdanken³⁷⁾!

Eine dunkle Seite haftete den Aufklärungspredigten im allgemeinen an: das war ihre Länge! Das Westfälische Magazin³⁸⁾ berührt diesen Punkt. Hier aber griff die Staatsgewalt ein. Im Jahre 1740 wurde verordnet, daß die Predigt nicht über eine Stunde dauern dürfe³⁹⁾. Das war dem in Borgholzhausen des Pfarramts seit 1739 waltenden Friedrich Heinrich Heidsieck nicht gegeben. Er stand, so nehmen wir an, im ersten Feuer jugendlicher Begeisterung, und er predigte andert-halb Stunden und noch länger. Er wird in eine Strafe von zwei Talern genommen. Wohl wird ihm auf seine Bitte diese Strafe in Gnaden erlassen; da er aber seine Bitte um Erlaß nicht auf das vorgeschriebene Stempelpapier geschrieben hat, so muß er für diese Unterlassung die gleiche Summe pro fisco zahlen.

Vor der Überwucherung durch die Predigt schrumpfte der übrige Teil des Gottesdienstes, der liturgische Kultus, auf das kläglichste zu-

³⁷⁾ Krüger, Kirchengesch. 4, S. 77.

³⁸⁾ a. a. O., S. 402f.

³⁹⁾ Staatsarchiv Münster XXXV, 63.

sammen. Ein Stück nach dem andern fiel dahin. Hier sei es gestattet, noch ein Zeugnis Möllers (Elsen) anzuführen, das sicher nicht bloß für die Mark, sondern auch für Ravensberg gilt⁴⁰). Er veröffentlichte einen Aufsatz im „Westfälischen Anzeiger“ unter dem Titel: „Ist die Predigt der wesentliche Teil der protestantischen Kultur?“, in dem er folgendes ausführt: „Vormals wurde Gesang, Gebet, Lesen der Schrift, Unterricht der Katechumenen, Taufe und Abendmahl (die beide öffentlich in der Gemeinde geschahen) für ebenso wichtige Stücke des protestantischen Kultus gehalten als die Predigt... Klopstock sagt in der Einleitung zu seinen geistlichen Liedern: ‚Anbetung ist das Wesentliche des öffentlichen Gottesdienstes. Singen ist wieder der wichtigste Teil der Anbetung, weil Gesang das laute Gebet der Gemeinde ist. Die belehrende Ermahnung des Predigers ist, ihres großen Nutzens unerachtet, kein so wesentlicher Teil des Gottesdienstes...‘“ Auch möchte sich schwerlich beweisen lassen, daß die speziellen Behandlungen aus dem höheren Gebiete der Seelenlehre und Moral, die sich, begleitet von einer Menge feiner Bemerkungen und poetischer Blumen für Kenner und Dilettanten, um einen einzelnen Hauptsatz zu drehen pflegen... eben sehr erbaulich seien... Merkwürdig war dem Verfasser die Äußerung, welche er mehrmals von sehr achtungswürdigen, aufgeklärten Männern hörte: „Sie gingen vorzüglich der gemeinschaftlichen Anbetung wegen in unsere religiösen Versammlungen. Es sei ihnen unangenehm, zunächst auf sie berechnete Vorträge der obigen Art selbst zu hören. Erinnerung an die historischen, einfachen, eigentümlichen Christentumslehren und praktische Anwendung derselben sei es, was sie suchten...“, die Protestanten schafften die Messe ab; die hohe und allgemeine Verehrung gegen das Abendmahl nahmen sie mit hinüber... Sie stellten die Predigt vor die Kommunion, um ihr so Zuhörer zu sichern, denn bei der Kommunion wollte jeder noch zugegen sein. Über vieles und langes Singen beschwerte man sich nicht. Jetzt klagt man, wenn mehr als ein paar Verse gesungen werden. Man betrachtet den Kirchengesang wie die Musik vor und nach dem Schauspiel, während deren die Zuschauer kommen und gehen. Hat man die Mehrheit zusammen, so geht hier der Vorhang, dort die Kanzeltür auf und die Hauptaktion beginnt —“

Der beste Zeuge für die allerdings völlig durchgeführte „Entzauberung der Phantasie“, das heißt für die trostlose Nüchternheit eines

⁴⁰) a. a. D., S. 113ff.

Kultus, der gar kein Kultus mehr war, aber auch ein warmer Befürworter einer Erneuerung der Liturgie war der westfälische Oberkonsistorialrat Natorp in Münster. Schon 1815 schreibt er von Potsdam aus — er hatte es unter der französischen Fremdherrschaft in der Heimat nicht ausgehalten — an Bädeker, den Generalinspektor der märkisch-lutherischen Kirche: „Lassen Sie doch ja, wenn ich bitten darf, das Predigen aus den Kriegsbetstunden ganz weg. Wir predigen so schon genug und werden nicht gehört.“ Am ausführlichsten äußert sich Natorp in seiner 1817 der lutherischen Synode in Hagen zum Reformationsjubelfest überreichten Schrift: „Über den Gesang in den Kirchen der Protestanten“. Hier zeigt er, wie heruntergekommen alles liturgische Verständnis und wie form- und gestaltlos alles gottesdienstliche Handeln bei uns geworden war. Die Klage durchzieht das ganze Buch, und sie bezieht sich auf ganz Westfalen (S. 2): „Man überließ es stillschweigend den einzelnen Geistlichen, die alte Agende ganz oder teilweise zu beseitigen und neue Anordnungen nach Belieben zu treffen.“ Aber der Kultus ist ein religiöses Kunstwerk und seine Ordnung setzt eine liturgische Bildung voraus, die längst nicht bei jedem Geistlichen vorhanden ist.“ Er führt seine Forderungen für die Liturgie im einzelnen aus. Darauf kann hier nicht näher eingegangen werden. Zum Schluß stellt er fest, daß im Gottesdienst „aus einer schönen und reizenden Mannigfaltigkeit eine ermüdende Einförmigkeit geworden sei“ (S. 53).

Hingewiesen sei hier noch auf eine Schrift Hülsemanns, des Pfarrers von Elsey: „Die Preußische Kirchenagende“⁴¹⁾. Es ist der Dichter des preußischen Königsliedes, und er bestätigt durchaus das Urteil Natorps. Die neue Agende hat alte Erinnerungen in ihm geweckt (S. 96). Er war in Soest erwachsen, wo wohl mancher Ton aus der Liturgie alter Zeit in seiner Jugend noch wiederklang. Er erinnert seine Altersgenossen an die Mettenliturgie, deren Hymnen lange in ihm schliefen, um nun durch die Agende wieder geweckt zu werden.

Die Aufklärer merkten es selbst, daß ihre Gottesdienste auf die Gemeinden keine Anziehungskraft mehr ausübten und empfanden die Langeweile und Ungenüge dessen, was man trotz allem immer noch Gottesdienst nannte.

Endlich griff der König Friedrich Wilhelm III. selbst ein. Er war durch persönliches eifriges Studium zu einem Sachverständigen auf

⁴¹⁾ Essen, Bädeker 1825.

liturgischem Gebiete geworden und gab seiner Domgemeinde eine neue Agende, die der Anfang der Besserung für die preußische Landeskirche wurde. Zunächst rief sie eine große Anzahl von Büchern für und wider hervor. Sie sind wohl geeignet, das Bild der Vermüstung auf liturgischem Gebiet zu vervollständigen.

Voran sei gestellt die Schrift des Mindischen Superintendenten und Pastors zu Petershagen Romberg, die 1828 zu Minden erschien⁴²⁾. Darin heißt es (S. 2): „Die Prediger haben sich die Freiheit und das Recht zugeeignet, beliebige Formulare zu gebrauchen oder durch ihre eigenen freien Vorträge sie zu ersetzen. Das ist schon seit geraumer Zeit häufig geschehen, geduldet, zulässig befunden, ja wohl gar als ein evangelisches Recht behauptet.“ Daher die jetzt herrschende „Willkür“ (S. 4). Diese Willkür galt auch der Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften gegenüber. Man hatte hier den Unterschied zwischen quia und quatenus erfunden und glaubte nicht mehr, weil sie mit der Bibel übereinstimmten, sondern soweit dies der Fall sein, auf sie verpflichtet zu sein (S. 13). Pastor Schwager in Söllenbeck sprach sich über diese Freiheit klar und deutlich in öffentlichen Blättern aus⁴³⁾: „Ich abstrahierte mir meine Pastoraltheologie nach Lage und Umständen. Ohne Widerspruch führte ich das neue (rationalistische) Berlinische Gesangbuch ein, verwandelte die Privatbeichte in eine öffentliche und bediente mich zuletzt der Oldenburgischen (rationalistischen) Liturgie (!) von Muzenbecher oder der Schleswig-Holsteinischen, auch wohl eigener Entwürfe.“

Wie die einzelnen Stücke der Liturgie dahinschwanden, darüber hören wir nicht viel. Sie schwanden eben hin. Wir wissen nur etwa, wie das liturgische Singen der Geistlichen abkam⁴⁴⁾. Wir hören, wie man etwa in Lemgo um die Beibehaltung der Privatbeichte kämpfte⁴⁵⁾, die in Rüdtinghausen erst 1787 dahinfiel⁴⁶⁾.

Am handgreiflichsten und am verständlichsten für jedes Verständnis ist, was die Aufklärung wollte, auf hymnologischem Gebiete zu erkennen. Die Gesangbücher, die zu ihrer Zeit entstanden und vielleicht

⁴²⁾ Gesch. der Einführung der neuen Kirchenagende in der Diözese Minden.

⁴³⁾ Niederrheinische Bl. 1801, I, S. 81.

⁴⁴⁾ In Minden schon 1696; vgl. Jacobson II, S. 509.

⁴⁵⁾ J. S. 1767; vgl. Protokollbuch des luth. Konsistoriums zu Lemgo.

⁴⁶⁾ Westf. Mag. 1787, S. 502.

noch hier und da als Karitäten vorhanden sind, geben deutlich Auskunft über ihre Art oder Unart. Sie zeigen eine Entartung nicht bloß des religiösen, sondern auch des ästhetischen Empfindens, für die kein Urteil scharf genug ist.

Es brachen die trüben Wasser der Gesangbuchsrevolution herein, darin alles versank, was von Glaubenskraft und sieghafter Herrlichkeit in den alten Zeiten gesungen war. Es entsteht eine kirchliche Poesie, die weder von Kirche noch Poesie etwas an sich hat und lediglich in leeren Reimereien, hohlem Pathos und unerträglicher Klugrederei sich ergeht und schon rein ästhetisch auf tiefster Stufe steht. Drei Personen seien in diesen aufgeklärten Dichtern vereinigt, sagte später, als die Wasserflut sich vertiefte, ein Kenner des Kirchenlieds⁴⁷⁾, nämlich „der Vetter Michel, der Freund des Hausbackenen und Ordinären, der nichts vertragen kann, das über den gemeinen Horizont geht, der Johann Balhorn, der gelehrte Verbesserer, und endlich der Bruder Weinerlich, der Dämon der modernen Sentimentalität — alle drei in vollem Gegensatz stehend zu dem tiefgreifenden heiligen Ernste biblischer Rede“. Später hat man als vierten dem schönen Bunde noch hinzugefügt den „Schulmeister Regelfroh“, der mit seinem Rotstift die alten Lieder wie eine Schülerarbeit durchkorrigierte.

Es war eine allgemeine und große Katastrophe, die hereinbrach. Man setzt ihren Anfang in das Jahr 1750, wie man auch wohl — mit mehr oder weniger Recht — behauptet, daß seit diesem Jahr kein wirkliches Kirchenlied mehr gedichtet sei. Schon die Unordnung der rationalistischen Gesangbücher ist eine andere, als man sie gewohnt war. Man kennt das Kirchenjahr mit seinen christlichen Festen nicht mehr und beginnt daher lehrbuchartig mit „Liedern von der Religion überhaupt“, um dann von Gott, dem Schöpfungswerke, der Vorsehung zu reden. Vor allem brachte man Lieder von menschlichen Tugenden; und wenn sich da nicht gleich ein passendes Lied bot, dann dichtete man flugs eines. Schwager, der Töllenbecker Pfarrer, berichtet, daß er gerade darum seinen Freund, den Pastor Reche in Mülheim a. Rh., bewundere, daß er bei der Sammlung der Lieder für das von ihm herausgegebene neue Bergische Gesangbuch selbst habe die entbehrten Lugendlieder dichten können⁴⁸⁾. — Man suchte auch für allerlei er-

⁴⁷⁾ Bunfen, vgl. Stier, Gesangbuchsnot, S. 7.

⁴⁸⁾ Rheinreise, S. 133.

dachte Lebenslagen und Begebenheiten passende Lieder zu geben. Es ist doch wohl nur Spott, wenn da auch ein Lied entstanden sein soll — von zwanzig Strophen —, für den Dachdecker zu singen, während er vom Dach fällt.

Noch schlimmer ist die Veränderung, die man älteren Liedern angedeihen ließ. Der „Schulmeister Regeltroh“ hat für poetisches Empfinden kein Verständnis. Packende Bilder, biblische Beziehungen, alles Anschauliche verwischt er. Statt: Ein feste Burg ist unser Gott, setzt er: Ein starker Schutz. Statt: O Gott, du frommer Gott, du Brunnenquell — heißt es nun: du Geber. Für: Mein Herz geht in Sprüngen, soll die Gemeinde singen:

Mein Herz ist nun voll Freuden
und kann nicht traurig sein,
auch selbst die Zeit der Leiden
hat für mich Sonnenschein.

In Bückeburg aber plante man ein Gesangbuch, „worin kein einziger, oft noch von den größten Dichtern für erlaubt gehaltener unechter Reim zum Vorschein kommen sollte“⁴⁹⁾. Dadurch war auch der „festen Burg“ Luthers das Urteil gesprochen. Das beunruhigte den Oberpfarrer Horstig an der lutherischen Pfarrkirche in Bückeburg nicht weiter⁵⁰⁾: er sprach „begeistert von der Pflicht, mit seinem Zeitalter fortzuschreiten.“

Am schlimmsten war, daß die biblischen Grundlehren von Sünde und Gnade ganz zurücktraten. Es ist in der Tat eine ganz neue Religion, die über Nacht aufkommt. Sie hat mit der altüberlieferten der Reformation wenig mehr gemein und lehnt darum auch deren Lieder ab. Das Berliner Gesangbuch, um dessen Einführung es sich auch in Ravensberg handelte, hatte Luthers Lied von der festen Burg nicht mehr. Im Lemgoer fand es sich freilich noch. Aber vergeblich sucht man es im Register. Man hat ihm zwei Strophen vorgesezt und läßt ihm wieder zwei folgen. Diese neuen vier Strophen gehen nach der Melodie: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut. Die Anfangsstrophen beginnen:

Vor dir, Herr, denken wir erfreut
an unsrer Väter Glauben —

⁴⁹⁾ Zeitschrift für Gesch. u. Alt. 1928, 85, S. 109.

⁵⁰⁾ a. a. O., S. 113.

Die Schlußstrophen aber beginnen:

So fangen sie, und weit
erschollen ihre Lieder:
die Völker kehrten froh
zum freien Glauben wieder.

So hat man das Lied — wie Stip spottet — „richtig vorgeschaut und neue Hacken untergeseht“.

Dieser Entartung der geistlichen Poesie steht beschämend gegenüber der Aufschwung, den unsere weltliche Poesie in derselben Zeit nahm, deren klassische Periode das 18. Jahrhundert bringt. Wohl wissen wir, was wir Dichtern wie Rambach, Bogaschn, Tersteegen und dem späteren E. M. Arndt an geistlichen Liedern verdanken, aber sie fanden keinen Eingang in die Gesangbücher. Der noch heute nicht ganz ausgestorbenen Überschätzung Gellerts glauben wir uns nicht anschließen zu können. Darüber ist schon geredet⁵¹⁾. Und daß auch Klopstock kein Volksdichter war, dürfte allgemein zugegeben sein. Er mag geistliche Oden, vor allem ein christliches Epos (Messias) gedichtet haben; aber ein Kirchenlied verdanken wir ihm nicht.

Nun aber ist zu bedenken, daß bei Beurteilung eines Gesangbuchs es nicht bloß auf den Text der Lieder, sondern auch auf ihre Sangfähigkeit, ihre Melodien ankommt. Darauf hat ein Westfale gewiesen, der hier nicht übergangen werden darf, auch wenn er nicht bloß unserem Lande, sondern der ganzen Provinzialkirche angehörte. Der oben schon genannte Oberkonsistorialrat Natorp in Münster hat in seinem Buche: „Über den Gesang in den Kirchen der Protestanten“⁵²⁾ auch auf hymnologischem Gebiete uns etwas zu sagen. Er gibt seinem Buche als Geleitwort das Wort Luthers mit auf den Weg: „Ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste dess, der sie gegeben hat.“ Unser Exemplar aber hat von alter Hand auf die erste Seite geschrieben noch das bezeichnende Wort (Amos 8, 3): „Und die Lieder in der Kirche (eig. Pallaste) sollen in ein Heulen verkehret werden zu derselben Zeit, spricht der HErr, HErr.“

Und das ist der Zweck des Buches, nachzuweisen, daß dieses prophetische Wort sich völlig erfüllt habe. Das Buch Natorps klagt be-

⁵¹⁾ Wer sich darüber genauer unterrichten will, der lese Stier, Die Gesangbuchsnot, Leipzig 1838.

⁵²⁾ Essen, Bädker.

weglich über die musikalischen Zustände, die die Aufklärung herbeigeführt habe. Er will, daß Lied und Weise auf einen und denselben Ton gestimmt seien; der Inhalt des Liedes müsse zusammenklingen mit den Empfindungen, die die Melodie erweckt. Die Melodie „Nun ruhen alle Wälder“ drückt die Stille des Gemüts aus, mit der ein Christ abends die stille Natur betrachtet. Man mag auch einen Ton wehmütiger Ergebung daraus vernehmen. Man kann also etwa das Passionslied „O Welt, sieh hier dein Leben“ oder das Abendlied „Nun sich der Tag geendet“ danach singen; aber auch das hochpatriotische „Gott woll uns hoch beglücken“? Welche Mißhandlungen müssen sich die beiden Melodien Phil. Nicolais gefallen lassen! Der Lieder nach der Melodie des „Morgensterns“ ist Legion. Sie ist voll fröhlichen Klanges, selbst durchleuchtet und durchklungen von dem Lichte des Morgensterns, eine Epiphaniasmelodie voll Morgenglanz der Ewigkeit. Dennoch sollen wir das Pfingstlied Schirmers danach singen. Noch grausamer ist die Mißhandlung, die der Melodie des „Wachet auf, ruft“ wiederfährt. In ihr tönen die Donner des Jüngsten Tages, die Drommeten der himmlischen Heerscharen, mit denen der Herr zum Weltgericht kommt, und nun soll das Weihnachtslied Dörings „Nacht umhüllte rings die Erde“ nach dieser Melodie gesungen werden: die Donner des Jüngsten Tages im Stalle zu Bethlehäm über dem Christkindlein in der Krippe! Das vereinige einer miteinander. Und „Jesus, meine Zuversicht“ soll eine Ostermelodie sein? Aber bei der — Unentschlossenheit, wirkliche Ostermelodien zu lernen, muß dieses Lied, das übrigens niemals von der Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg gedichtet und seinerseits ganz auf den Trauertone der Begräbnisfeier gestimmt ist, dazu dienen, den Osterjubel der Gemeinde des Auferstandenen vorzuenthalten. Und wie kann diese Melodie zu einem Missionsliede passen? (Eine Herde und ein Hirt.) Dem Liede „Steil und dornig ist der Pfad“ mag man die Melodie gönnen, daß endlich die Melodie das Lied töte!

Doch es kann hier auf das alles nicht näher eingegangen werden: es sei nur noch einmal auf dieses Natorpsche Buch hingewiesen, das noch heute lesenswert ist. Ein vernichtendes Urtheil sprach es über die Gesangbücher aus, die die Aufklärung unserer ganzen Provinz beschert hatte.

Auch in Ravensberg haben sie Aufnahme gefunden. Ihr begeisterter Lobredner war der Jöllnbecker Pfarrer Schwager. Wiederholt spricht

er sich über die Gesangbuchsfrage aus⁵³). „Wir haben in Ravensberg statt eines, womit doch wohl die ganze Grafschaft auskommen müßte, ihrer jetzt vier, nämlich die Lumpen des alten, das nicht mehr gedruckt wird, das Altherfordische, das durch die dortige Abtissin beschützt wird, ein neu-altes, das den Stempel der vielen geschmacklosen, aber, wenn Gott will, orthodoxen Sammler an sich trägt und sich seines Daseins schämen muß, und endlich das Berlinische“⁵⁴), das den vollen Stempel der Aufklärung an sich trägt. Er scheut auch nicht, in seinen Predigten für dieses Buch einzutreten⁵⁵). Er straft „die Widerseßlichkeit gegen die Einführung eines neuen, verbesserten und unseren Zeiten mehr angemessenen Gesangbuchs“. „Ihr kennt selbst Gemeinden und Menschen genug, die sich mit Hand und Mund widerseßten, ohne zu wissen, was sie taten.“ Seine Gemeinde Töllnbeck freilich „zeichnete sich durch freiwillige Annahme des Buches vor vielen anderen rühmlich aus“, wie er lobend bemerkt!

So hat er wohl mit dazu geholfen, daß zwölf Ravensbergische Gemeinden dieses Berliner Buch annahmen, während es fünfzehn ablehnten⁵⁶). Aber Schwager weiß auch von solchen Gemeinden, die das neue Buch angenommen hatten, „sich indeß trogend und hartnäckig das alte wieder erfochten“⁵⁷). In der Tat entstand im ganzen Lande eine große Unruhe. Weddigens Westfälisches Magazin⁵⁸) berichtet darüber: „Solange man der Meinung war, es sei königlicher Befehl, daß das Berliner Buch wegen seiner Vorzüge vor dem alten bei den Gemeinden eingeführt werden sollte, waren die Buchbinder Tag und Nacht beschäftigt, um nur die Leute befriedigen zu können. Als man aber erfuhr, der König habe nicht die Absicht, irgendeiner Gemeinde das Buch aufzudrängen, nahmen die Unruhen in den hiesigen Gegenden ihren Anfang. Es kam auch hier zu wilden Szenen, Revolutionen, die beinahe in Tätlichkeiten gegen die Pfarrer übergingen.“⁵⁹).

Das aber ist ein Bericht aus dem Lager der Aufklärung; anders klingt es von der Gegenseite her. H. E. Kauschenbusch war zu der

⁵³) Vgl. Rheinreise, S. 135 ff.

⁵⁴) Nylius 1782.

⁵⁵) Predigtbuch zur Beförderung bürgerl. Glückseligkeit, 1794, II, S. 1174.

⁵⁶) Eichhoff in Festschrift 1909, S. 108.

⁵⁷) Predigten II, S. 1138 Anm.

⁵⁸) 1786, II, S. 40.

⁵⁹) Vgl. Jacobson II, S. 525.

Zeit Pfarrer in Bünde und schrieb ein Büchlein: „Ist es zu entschuldigen, daß sich die Gemeinde zu Bünde die Einführung des neuen Berliner Gesangbuches verboten hat?“⁶⁰⁾ Kauschenbusch schreibt in ruhigem Ton und hätte gewünscht, „daß man von beiden Seiten mit mehr Wahrheitsliebe und Mäßigung gehandelt, und daß kein Teil den andern durch Nachsprüche, Unbescheidenheit oder bitteren Witz zu überschreien gesucht hätte“ (S. 1). Freilich in der Sache selbst kann er nicht nachgeben. Er zeigt ganz richtig die Kluft, die die Altgläubigen von den modernen „Sozinianern“ trennt. Wollen die letzteren alle „spekulativischen“ Lehren ausgeschieden haben, dann sind damit alle religiösen Wahrheiten gemeint, so daß nichts als die kahleste, nüchternste Moral bleibt. Ihm aber geht es um Sünde und Gnade im lebendigen Glauben an den gekreuzigten Heiland. Er vergleicht die beiden Gesangbücher, das alte Ravensbergische und das neue Berliner, ausführlich ins Einzelne gehend, miteinander, stellt den Wortlaut des einen dem des anderen gegenüber und erweist damit, für jeden, der sehen will, klar und deutlich, daß beide in ihrer Glaubensstellung völlig verschieden sind. Er bestreitet damit den „Sozinianern“ das Recht, in altevangelischen Gemeinden mit dem neuen Gesangbuch einen neuen Glauben einzuführen. Und nun machen sie den Versuch mit untauglichen Mitteln, indem sie wohl die alten Lieder belassen, aber alles in ihnen ändern oder streichen, das ihnen nicht zusagt. Zwar ist Kauschenbusch selbst nicht gegen jede Änderung, aber die Änderung des Wortlauts darf nicht eine solche des Sinnes sein. Ja, er hätte es verstanden, wenn man etwa einige hundert alte Lieder — aber unverändert — zusammengestellt und ihnen gutgewählte neue Lieder „als einen Anhang beigelegt hätte“. Aber das ist nicht geschehen.

Nun wird wohl richtig sein, daß im Anfang, als man die Einführung des neuen Gesangbuchs von oben her stark betrieb, die Gemeinden arglos darauf eingingen, wie das Westfälische Magazin berichtet, aber Kauschenbusch unterrichtet über die Sachlage (S. 37). Das alte Ravensberger Buch war längst vergriffen, und als von den Kanzeln nun auf das Berliner Buch hingewiesen wurde, nahm man es hin. Doch konnte die Prüfung nicht ausbleiben. Da kam, zumal in Bünde, eine große Unruhe über die Gemeinde, die Kauschenbusch vergebens zu beschwichtigen suchte. Und als man das ihm gegebene Ver-

⁶⁰⁾ Minden, Mart. Gotfr. Franke 1703.

sprechen eines unverfälschten Anhanges seitens des Konsistoriums nicht hielt, wandte sich die Gemeinde an den König, der die zwangsweise Einführung des neuen Buches verbot⁶¹⁾.

Das alte Ravensbergische Buch führte sich auf Chr. Nifanius zurück⁶²⁾. Das steht uns jetzt fest. Wir ließen es⁶³⁾ vordem noch dahingestellt; aber wir fanden seitdem einen deutlichen Beweis für die Verfasserschaft des Nifanius. Über dem Gebetsanhang des Buches steht ein Gebetsseufzer, der das Symbolum des Nifanius enthält und in seinen lateinischen Anfangsbuchstaben auf ihn weist: *Christe Nun Leite Seliglich!* (*Christian Nifanius Lic. Superint.*). Die Ausgabe von 1715 ist wohl ein unveränderter Abdruck der älteren Ausgabe. Anders steht es mit der Ausgabe von 1762. Das Titelblatt bringt ein Bild der Stadt Bielefeld, aus der mit Namensnennung der Sparrenberg aufragt und — das Waisenhaus, in dessen Verlag das Buch erscheint. Über der Stadt schwebt das Wappen der drei Sparren, gehalten von zwei Engeln, und darüber der alte preußische Königsadler. Daneben der Vermerk des Eigentümers: *Deilus in Bünde*. Die Vorrede gibt Auskunft über die wenigen, sachlich unbedeutenden Abänderungen an der älteren Ausgabe des Buches. Einen früher besonders gedruckten Anhang (zweite Zugabe) fügt man dem Gesangbuch bei (Nr. 454 bis 559). In diesem Anhang findet auch das Original des „Morgensterns“ Aufnahme, das in der Fassung des Gesenius (Hannover) im Buche selbst steht. Das „Wächterlied“ ist unverändert.

Ganz anders steht es mit dem „Neuen Gesangbuch für die Grafschaft Ravensberg“ von 1782⁶⁴⁾. Es ist nichts als ein Abdruck des neuen Berliner Buches von 1781. Es ist ihm aber doch ein Anhang beigegeben solcher Lieder, die im alten Gesangbuch standen: ein Zugeständnis an die Gemeinden, die die alten Lieder sich nicht nehmen lassen wollten, das dadurch noch mehr hervortritt, daß man von allzu veränderten Liedern des Gesangbuches im Anhang das Original bringt. Dennoch fehlt die „feste Burg“ wie beide Lieder Nicolais⁶⁵⁾.

Von den Herforder Gesangbüchern kenne ich nur zwei, nämlich

⁶¹⁾ Nelle, Schlüssel zum Gesangb., S. 250.

⁶²⁾ Ausgabe 1692.

⁶³⁾ Im zweiten Teil dieser Gesch., S. 151.

⁶⁴⁾ Bielefeld, Honäus.

⁶⁵⁾ Vgl. Eichhoff, Die ältesten Gesangbücher von Minden-Ravensberg in Jahrbuch 1914/15, S. 188 ff.

das von 1717 und das von 1766. Das erste erschien im Verlag von Jakob Rönemann, Gerhard Heinr. Dibruch und Paul Stufener: es stellt die alte Liedertradition dar. Das zweite ist bei Joh. Augustin Enag in Minden gedruckt und ist bei Joh. Jak. Haacke in Herford zu haben. Die Vorrede ist noch von 1749, unterzeichnet vom „Senior und gesamten Mitgliedern am Ministerio“. Sie betont, daß die hier vereinigten Lieder „den Namen geistlicher und lieblicher Lieder verdienten“. Wo aber „in den Liedern sich etwas Unschickliches, dem Mißverstände Unterworfenenes und offenbar Verwerfliches gefunden, das ist mit Fleiß und fast unmerklich geändert“. Dennoch trägt das Buch schon der neuen Zeit ihren Zoll ab. Genannt sei das Lied Nr. 13: „Höchster Gott, Schöpfer der löblichsten Dinge“⁶⁶). Es will ein Danklied für die körperlichen Glieder sein. Da heißt es: „Danket, ihr Augen, dem ewigen Lichte“, und weiter danket, ihr Ohren oder „— danke, du Riechen, dem Schöpfer der Nasen usw. —“!

Dennoch hat das Buch im Anhang u. a. noch die sieben Bußpsalmen, auch Luthers berühmte Vorrede zum Römerbriefe. Ebenso ist erwähnenswert, daß unsere Gesangbücher die ärgsten Verballhornungen der Rationalisten nicht mitgemacht zu haben scheinen. Vergeblich suchten wir Paul Gerhards Abendslied, das im Mylius (Nr. 457) beginnt:

Schon ruhet auf den Feldern,
in Städten und in Wäldern
ein Teil der müden Welt.

Auch in Minden war die Gesangbuchsache in starkem Flusse. Man mühte sich, das vorhandene Gesangbuch, wenn neue Auflagen nötig wurden, in Einklang mit der theologischen Aufklärung zu halten. Das Protokoll der Westfälischen Provinzialsynode⁶⁷) bringt ein Kommissionsgutachten, das sichere Auskunft gibt⁶⁸). Danach waren die Ausgaben des Mindener Gesangbuches von 1802 und 1816 rationalistisch. Die älteren Lieder seien traurig verfälscht, 367 rationalistische Lieder aufgenommen. Die Rubriken wie der Druck seien fehlerhaft: 413 grobe Druckfehler habe man gezählt, ganze Strophen fehlten. Die Melodien seien oft so unrichtig angegeben, daß manche Lieder

⁶⁶) Eigentlich: Formierer der löblichsten Dinge. Verf. ist Knorr von Rosenroth.

⁶⁷) 1844, Anlagen XI, S. 32 ff.

⁶⁸) E. Jacobson II, S. 525.

nicht einmal nach dem Silbenmaß zu ihnen paßten. Aber die neuere Zeit — es ist die Zeit der Erweckung — erwecke die sichere Hoffnung, aus dem Tiefstand herauszukommen. Und diese Hoffnung trotz nicht⁶⁹⁾.

Hier sei noch ein kurzes Wort über die in unserem Lande gebräuchlichen Katechismen gestattet. Der Herforder Katechismus führt sich selbst auf den vom Senior Kracht 1681 herausgegebenen „Weg zu Gott“ zurück. Er ist das Werk des Herforder Seniors Matthias Kothe⁷⁰⁾. Er ist zwei Jahrhunderte hindurch mit dem kirchlichen Leben unseres Landes aufs engste verbunden; auch in Minden war er seit 1737 eingeführt. Er war so in das Leben der Gemeinden eingewurzelt, daß auch die Aufklärung nicht wagte, ihn aus dem Gebrauch in Kinderlehre und Schule zu entfernen. Und als noch um 1830 ein Pfarrer im Kreise Herford den Versuch machte, den alten Freund der Gemeinde durch ein neumodisches Lehrbuch zu ersetzen, brach ein gewaltiger Sturm in der Gemeinde los, vor dem der Versuch aufgegeben werden mußte. Dennoch sah die Aufklärung „mit Grauen, daß in ihm den Kindern Ideen vorgetragen wurden, die meist nur Geburten der Phantasie und in der wirklichen Welt nur von geringem Nutzen seien“⁷¹⁾. Noch 1850 hat die Kreissynode Lübbecke auf Dringen der Gemeinde Pr. Oldendorf ihren Schild über das Buch gehalten.

Zur Seite ging dem Herforder fast von Anfang an der Bielefelder Katechismus⁷²⁾, der aber nur in der Stadt Bielefeld gebraucht wurde. Er kann sich zwar darauf berufen⁷³⁾, daß Superintendent Nifanius „ein Modell gezeigt habe“ eines rechten Katechismus, gesteht aber zu, daß der Herforder ihm „eine gute Bahn geöffnet habe“, das heißt sein Vorbild gewesen sei. Das Buch enthält drei „Ordnungen“, nämlich zuerst den Katechismus Luthers, dann die Zergliederung der fünf Hauptstücke von Sötetfleisch, endlich die theologia Laicorum, das heißt eine weitere Auslegung für Erwachsene, die auch den Gebetsanhang wie die Haustafel umfaßt⁷⁴⁾. Ein Anhang enthält

⁶⁹⁾ Nachträglich sei erwähnt, daß Clarenbach im Soester Stadtarchiv ein Mindener Buch von 1690 aufgefunden hat. Jahrbuch 1925, S. 118.

⁷⁰⁾ 1690. Vgl. Delius, Westf. Monatsbl. 1894, Heft 2, 3 u. 4.

⁷¹⁾ Delius a. a. O., S. 114.

⁷²⁾ 1693. Vgl. Delius a. a. O., S. 113.

⁷³⁾ Vorrede, S. 6f.

⁷⁴⁾ In der letzteren ist durch eine Randbemerkung dem Geistlichen die zweite Ehe unterragt mit Berufung auf 1. Tim. 3, 2f.

„die Ordnung des Heils“ nebst einem güldnen ABC von Frenlingshausen⁷⁵⁾. Der Katechismus hat wohl zu sehr theologischen Charakter — er hat dreizehn Fragen allein über die Vereinigung der beiden Naturen in Christo —, also daß man sich wundern muß, daß die Aufklärung ihn bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts ertrug. Auf dem Lande fand er nie Eingang.

Endlich ist hier noch ein Katechismus zu erwähnen, der weder Verfasser noch Drucker nennt. Der Titel heißt „Katechismus der christlichen Lehre. Zum Gebrauch in evangelischen Kirchen und Schulen. 1816“. Es steht fest, daß er in Bünde gebraucht ist, weiter nichts. Auf Luthers Katechismus läßt er, ohne auf ihn weiter einzugehen, in acht Abschnitten eine ausführliche Erklärung der christlichen Lehre folgen, darauf eine kurze Religionsgeschichte und einige Gebete. Man wird von ihm sagen dürfen, daß er, ohne Anstoß geben zu wollen, dem Geiste der Zeit Rechnung trägt, wie vor allem aus der sehr häufigen Zitierung Sellert'scher Lieder hervorgeht. Der Verfasser hat offensichtlich die „Religions- und Jugendlehre“ Pilgers⁷⁶⁾ gekannt und stellenweise stark benutzt⁷⁷⁾. Er ist der Katechismus der Aufklärung, der nach dem Muster von Ischokkes Stunden der Andacht⁷⁸⁾ „alle denkbaren Lebensverhältnisse religiös zu durchdenken sucht“ und wohl nicht bloß Kindern, sondern besonders Erwachsenen dienen will. Er ist auch eine theologia laicorum, die ein Ersatz für die alten Andachtsbücher sein will, aber in ihrer Sentimentalität und schulmeisterlichen Überhebung unerträglich wirkt.

Die Kirchengebäude und Friedhöfe.

Mit dem Niedergang des kirchlichen Lebens ging Hand in Hand der Verfall der Kirchengebäude, auch der Pfarrhäuser.

Im Jahre 1788 erschien⁷⁹⁾ in Breslau eine Predigt über „das Wüstwerden geweihter Häuser, eine natürliche Folge der Gottvergessenheit“. Am Äußeren der Kirchen sei der Verfall sichtbar: an den Mauern das zerbröckelnde und durch Risse geschädigte Steinwerk, die zer-

⁷⁵⁾ Bielefeld 1771.

⁷⁶⁾ Soest 1810.

⁷⁷⁾ Vgl. z. B. über Vaterlandsliebe Pilger, S. 154, u. Bünders Kat., S. 146.

⁷⁸⁾ Krüger, Handbuch IV, S. 73.

⁷⁹⁾ Tschhausser, S. 131.

brochenen Scheiben in den Fenstern, verlotterte Türen, im Innern vermoderte Bänke und Sitze führten eine laute Sprache. Schlimm war, daß man die Dächer nicht in Ordnung hielt: Risse in den Gewölben, herausfallende Steine machten den Aufenthalt in der Kirche lebensgefährlich; dann wurde sie durch die fürsorgliche Polizei gesperrt. Grausig war die Luft in dem geweihten Raume. Schwager gibt davon eine Schilderung⁸⁰⁾, die zwar gewiß nicht auf alle Kirchen zutraf, aber doch möglich war. „Ein häßlicher Totengeruch“ erfüllte alles. „Die Stühle sahen aus, als wenn kürzlich ein Erdbeben hier sein Wesen getrieben hätte, der eine hing rechts, der andre links, auch nicht eine Stuhllehne war ganz grade. Ich erfuhr, daß der Boden der Kirche als Kirchhof gebraucht wurde.“ Die weitere Schilderung ersparen wir uns. Und das waren Zustände nicht etwa in einer ländlichen Gemeinde, sondern in der Kirche einer wohlhabenden Stadt in seiner bergischen Heimat. So aber stand es mehr oder weniger überall.

Die Kirchen standen in geringer Achtung. Daher entledigte man sich ihrer gern, zumal wenn Erneuerungszunkosten drohten. Man verkaufte sie auf Abbruch. Im Jahre 1800 urtheilte Schwager über Dortmund⁸¹⁾: „Vier Hauptkirchen sind für die Stadt zuviel.“ Der Rat schlug ein: die St. Nikolaikirche verschwand. In Soest dachte man ähnlich, und an der Stelle der Georgskirche erhob sich die Ressource, das Gesellschaftshaus der gebildeten Kreise⁸²⁾. In Lippstadt traf das Los allmählichen Verfalls die kleinere St. Marienkirche, deren Ruine noch heute von verschwundener Pracht redet. Eine andere Bewandnis muß es allerdings mit der St. Nikolaikirche in Herford haben, die unmittelbar am Markte stand und deren Turm als „städtischer Spielthurm“ bis in diese Zeit ragte⁸³⁾. Ebenso ist hier von der Mindischen Marktkirche, St. Joh. Bapt., nicht zu reden⁸⁴⁾.

So bedauerlich diese Vernachlässigung der Kirchen war, so sehr ist ein anderes, das mit den Kirchen unmittelbar zusammenhängt, nämlich die Verlegung der sogenannten Kirchhöfe aus dem Innern des Ortes vor die Tore, als Fortschritt zu begrüßen. Freilich ist es gerade

⁸⁰⁾ Rheinreise, S. 248.

⁸¹⁾ Rheinreise, S. 62.

⁸²⁾ Geck, Beschreibung Soests, S. 250, i. J. 1822.

⁸³⁾ Storch, Chronika, S. 23f. u. Hagedorn, S. 40f.

⁸⁴⁾ Vgl. Bd. I, S. 46.

der aufgeklärte Schwager⁸⁵⁾, der zur Vorsicht mahnt und nur ange-
sichts unleugbarer Übelstände zur Verlegung rät. Aber wo solche
Übelstände sind, wie in den Städten, da erscheint auch ihm die Ver-
legung als das einzig richtige.

Auch Möller, der bekannte Pfarrer von Elsey, tritt dafür ein⁸⁶⁾.
Er weist zugleich Wege nach, wie man ohne große Unkosten die neuen
Friedhöfe durch parkartige Anlagen, Anpflanzung von Bäumen zu
Stätten wirklicher Erholung für die Stadtbevölkerung machen könne,
die jetzt beim Fehlen solcher Anlagen solche Erholung völlig entbehren
müsse. Vor allem würde dadurch „den empörenden Auftritten“ ein
Ende gemacht, die man auf den engen Kirchhöfen seiner Zeit immer
wieder erleben müsse. „Nach wenigen Jahren müssen dort die Gräber
immer wieder neu geöffnet werden, spätere Toten zu begraben. Da
trifft sich's denn, daß der Sohn des Vaters oder der Mutter, der
Mann der Gattin, der Freund des besten Freundes Schädel und Ge-
beine offenliegend sehen muß, wenn er der neuen Leiche folgt. Der
Verfasser hat einmal dieses zerreißende Gefühl gehabt; vielleicht ist es
einigen unter unseren Lesern auch nicht fremd. Wer möchte es je wieder
haben!“

Wohl gab es in alten Städten sogenannte Karnarien, Beinhäuser,
in denen die wieder ausgegrabenen Gebeine zusammengetragen werden
sollten. Aber von Pietät war da nicht weiter die Rede; und dem
Herumliegen der Gebeine auf dem Friedhofe wurde dadurch nicht ab-
geholfen.

Da ergriff in Weddigens Westf. Magazin⁸⁷⁾ „ein Ravensberger“
das Wort zu dieser Frage. Er betont, die Friedhöfe müßten aus den
Städten vor die Tore verlegt werden. „Schon seit vielen Jahren sehe
man in Ländern, wo die Aufklärung ihren wohlthätigen Einfluß äußern
konnte, die öffentlichen Begräbnisplätze gänzlich aus den Städten ver-
legt. Aber in Bielefeld und Herford sei das nicht geschehen. Zumal auf
den Herforder Friedhöfen seien dadurch Zustände entstanden, die aller
Beschreibung spotteten. Hier seien in die Altstädter Kirche viele Land-
gemeinden eingepfarrt, deren Leichen auf dem gemeinsamen Stadt-
friedhofe beerdigt würden. Der Boden würde immer wieder zu neuen
Begräbnissen umgewühlt, halbverweste Körperteile, Schädel mit Haut

⁸⁵⁾ Rheinreise, S. 35.

⁸⁶⁾ Vgl. Der Pfarrer von Elsey, 1810, II, S. 154 ff.

⁸⁷⁾ 1790, Bd. II, S. 283 ff.

und Haaren kämen dabei an das Tageslicht und lägen umher.“ Er gibt im weiteren Schilderungen, die nicht zu wiederholen sind, an deren Geschichtlichkeit aber nicht zu zweifeln ist. Und daß die Luft in den Kirchen, die voll von Gräbern sind, nicht die beste war, ist ohne weiteres zu glauben. Die zahlreichen Ohnmachtsanfälle während des Gottesdienstes seien darauf zurückzuführen, daß die die Gräber bedeckenden Steinplatten nicht fest schlossen.

Der Verfasser ist keineswegs davon überzeugt, daß sein Notschrei irgend etwas hülfte: Vorurteile, Aberglauben und Eigensinn des geringen und vornehmen Pöbels seien zu groß. Er wendet sich daher „an die aufgeklärtesten Menschen der Stadt“ und bittet sie, mit gutem Beispiel voranzugehen und ihre Toten außerhalb der Stadt begraben zu lassen.

Im „Westfälischen Anzeiger“ von 1807 (S. 593ff.) wägt ein Arzt das Für und Wider in dieser Frage gegeneinander ab, und zwar in einer so ruhigen Weise, daß man merkt, es müssen noch viele Bedenken der Verlegung entgegenstehen. Dieselbe Zeitung bespricht (S. 703) die Sachlage noch einmal, die dann endlich spruchreif wird.

Die Amtskleidung der Geistlichen.

Unter der Einwirkung der Aufklärung vereinfachte sich auch die äußerliche Erscheinung des Geistlichen, die geistliche Tracht. Naturgemäß hatte schon die Reformation auf sie eingewirkt. Zwar hatte man sie von vornherein als Adiaphoron angesehen, das heißt als etwas, darin man sich für oder wider ohne Sünde entscheiden könne. Luther selbst sprach sich darüber klar und deutlich und nicht ohne Humor aus. Der Propst Buchholzer zu Berlin fühlte sich durch die Forderung des Kurfürsten Joachim, die überlieferten Formen beizubehalten, beschwert und wandte sich deswegen an Luther, der ihm alsbald antwortete⁸⁸⁾: „Wenn euch euer Herr will das Evangelium lauter, rein und klar ohne menschlichen Zusatz predigen lassen, — dann traget getrost Chorkappe oder Chorrock von Sammt, Seiden oder Leinwand. Und hat euer Herr an Einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die ihr anzieht, so ziehet deren drei an, wie Aaron der Hohepriester drei Röcke übereinander anzog. Haben auch Ihre kurfürstl. Gnaden nicht genug an Einer Prozession, daß ihr umher-

⁸⁸⁾ 4. Dez. 1539. Erlanger Ausg. 55, S. 256ff.

geht, klingt und singt, so gehet siebenmal herum, wie Josua mit den Kindern Israel um Jericho gingen; machten ein Feldgeschrei und bliesen mit Posaunen. Und hat euer Herr Lust dazu, mögen kurfürstl. Gnaden vorher springen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn tat. Denn solche Stücke, wenn nur der Mißbrauch davon bleibet, nehmen oder geben dem Evangelium gar nichts.“ Das stimmt genau zu dem, was die Herforder Kirchenordnung⁸⁹⁾ vorschrieb: „So late wy bliven, dat unse Prester vor den Altaren in gewontliker Kledinghe Misse holden, wente solk fry Ding schadet der Misse und bevehle Christi so wenig als idt öme helpet.“

Ähnlich urteilte Melancthon in dem bekannten Briefe an Ravensbergische Geistliche⁹⁰⁾, die durch Hamelmann sich 1554 an ihn um ein Gutachten über allerlei kirchliche Fragen wandten⁹¹⁾. Er sagt ausdrücklich: *de vestitu sacerdotali non pugno*, über die priesterliche Kleidung streite ich nicht. Auch er lehnte also ab, gleichsam offizielle Bestimmungen über den „Ornat“ zu treffen.

Freilich zeigte sich schon bald, daß es nicht genüge, diese Frage dem Belieben des einzelnen freizustellen, vielmehr eine kirchliche Ordnung nötig sei. Daher erhielten die pfalzgräflichen Gesandten zu den ersten lutherischen Synoden 1612 in Anna, Dinslaken und zweifellos auch in Bielefeld eine Instruktion mit, nach der (§ 11) sie auch zu fragen hatten: „was für Ceremonien in *vestitu sacro*“ vorhanden seien⁹²⁾. Aber der kirchlichen Obrigkeit wahrte man doch freie Hand.

Seit der Reformation setzte eine Entwicklung ein, die zu einer Vereinfachung der priesterlichen Tracht führte. Das eigentliche Messgewand fiel bald dahin. Es ist die sogenannte Kasel, ein ärmelloser und mit einem Ausschnitt für den Kopf versehener Mantel⁹³⁾. Das Interim versuchte dieses Gewand wieder einzuführen. Daher findet es sich um 1600 noch in einzelnen evangelischen Gemeinden. Als aber 1602 der Rürter es einem lutherischen Pastor in Werden an der Ruhr umlegen will, lehnt er es ab: „Mich friert nicht, ich hab der Kleider genug

⁸⁹⁾ Ausgabe Höltscher, S. 67.

⁹⁰⁾ Iodocus Hanebom genannt Wicht in Bielefeld, Joh. Menze in Dornberg u. a.

⁹¹⁾ Opp. S. 840, Ausgabe Löffler II, S. 287.

⁹²⁾ v. Steinen, Westf. Gesch. II, 1321.

⁹³⁾ Viktor Schulze, Realenzykl. 10, S. 529.

an.“⁹⁴) Es ist die Zeit, in der das Meßgewand vom evangelischen Boden endgültig verschwindet.

Weit längeren Bestand — ja mancherorts, wie in Württemberg, bis auf den heutigen Tag — hat der Gebrauch des weißen Chorhemdes, in Westfalen Köchlein (von Kock?) genannt. Die Kirchenordnung von Neuenrade⁹⁵) schreibt es vor; ebenso nennt die Kirchenordnung von Altena⁹⁶) ein „weißes leinen Köchlein“. Das waren nur örtliche Ordnungen. Sie folgen darin bedeutenderen, für ganze Landeskirchen bestimmten, wie der Württembergischen, die bestimmt⁹⁷): „So mögen wir leiden, daß die Kirchendiener in allen Ämtern, so sie in der Kirche verrichten sollen, den gewöhnlichen Chorrock gebrauchen, damit nicht allein ihr Wort und Predigt, sondern auch ihre Kleidung, Weise und Gebärde eine Lehr der Tugend sei.“ Die Zweibrückische Kirchenordnung übernimmt diese Bestimmung⁹⁸). Diese Zweibrückische Kirchenordnung aber wurde durch den Pfalzgrafen in den Ländern der klevischen Erbschaft empfohlen, zu denen auch Ravensberg gehörte. Im Jahre 1692 wird auf dem Klassenkonvent zu Schwelm der Antrag gestellt, das Köcklein abzuschaffen. Doch wird beschlossen: „Von Altershero ist bei mehreren Teils das Köcklein in Gebrauch gewesen. Daran kann der Konvent für sich allein nichts ändern.“⁹⁹) Im Jahre 1738 wurden die Chorröcke — das sind die Köchlein — von der preussischen Regierung verboten, aber schon 1740 von Friedrich dem Großen wieder freigegeben¹⁰⁰). Noch um 1758 trugen die lutherischen Prediger in Dortmund sie allgemein, um 1800 sind sie auch hier verschwunden. Sie sind der Aufklärung zum Opfer gefallen. Und das wird die Zeit sein, wo sie auch in Minden-Ravensberg verschwinden. Genauerer war nicht festzustellen.

Daß die Stola, jener Stoffstreifen, der rechts und links an der Brust herunterfiel, in evangelischen Gebrauch übergegangen wäre, ist mir nicht bekannt. Dennoch erhielt sich gerade von ihr die Bezeichnung der Stolgebühren für Bezahlung amtlicher Einrichtungen.

⁹⁴) Jakobs, Gesch. des Stifts Werden, 1893, S. 158.

⁹⁵) Jahrbuch 1900, S. 101.

⁹⁶) Aus derselben Zeit, vgl. v. Oven, Kultus, S. 67 u. 116.

⁹⁷) Richter, RD. II, S. 138f., vom Jahre 1553.

⁹⁸) Richter, RD. II, S. 197, vom Jahre 1557.

⁹⁹) Jahrbuch 1904, S. 45, vgl. v. Oven, Kultus, S. 68.

¹⁰⁰) v. Oven, Kultus, S. 59.

Die Reformation aber brachte auch Neues in die geistliche Kleidung. Am 9. Oktober 1524 predigte Luther vormittags noch in der Mönchskutte, nachmittags aber in der schwarzen Schaubе, der Kleidung der Gelehrten damaliger Zeit. Sie ist das Urbild des heutigen Talar¹⁰¹⁾ und wird fortan nicht bloß im heiligen Dienst, sondern immer getragen. Unter dem Talar wurde wohl noch der Summar, ein langer schwarzer, vorn zugeknöpfter, engerer Rock getragen, mit langen Ärmeln, die aus den faltigen Ärmeln des Talar^s hervorschauten¹⁰²⁾.

Zu der Schaubе gefellte sich, aber nicht bei Luther, der Wolkenkragen. Wir finden ihn schon auf den Bildern von Hermann Bonnus, dem Osnabrücker Reformator, wie von Polsius, der, in Bielefeld geboren, in Osnabrück starb als Pastor zu St. Katharinen¹⁰³⁾. Auch Philipp Nicolais bekanntes Bild zeigt den Wolkenkragen über dem Talar, auch das Bild des Huddaeus in Minden¹⁰⁴⁾. So trug ihn auch der Dortmunder Superintendent Scheibler¹⁰⁵⁾. Aber auch Schwager kennt diesen Kragen noch 1758 an den Dortmunder Pfarrern¹⁰⁶⁾.

Dieser Wolkenkragen, der wegen seines Umfangs auch „Mühlsteinkragen“ genannt wurde, verminderte sich allmählich zu zwei auf der Brust liegenden Leinenstreifen, Besschen genannt. Das niederdeutsche Wort „Besse“ bedeutet Kragen¹⁰⁷⁾. Ehedem wurden die Besschen auch von sonstigen Gelehrten und Ratsherren getragen. Diese Besschen waren auch wohl schwarz, dann aber weiß eingefärbt. So zeigt es das Bild Hartogs an der Kadewiger Kirche zu Herford¹⁰⁸⁾ wie das des Generalinspektors der Mark von Steinen († 1797). Matthias Rothe in Herford (1674—1727) hat neben der Perücke und dem bartlosen Gesicht der pietistischen Zeit weiße Besschen.

Das Haupt bedeckte das Barett, das zeitweilig den Hut verdrängte, der dann doch wieder in modischer Form durchdrang. Er war rund oder auch viereckig und verwandt dem „Doktorhut“, der dem zum Doktor Ernannten als Zeichen seiner Würde zukam, und wurde

101) Viktor Schulze, Realenzykl. 10, 534.

102) Drews, Der evang. Geistliche, S. 40; vgl. Calvoer, Rituale II, 523.

103) 1562, Hamelmann-Löffler I, 3, S. 88f. Anm.

104) Museum in Münster, gemalt von Lüdger Tom Rinck. Er war seit 1565 Superintendent in Minden. Vgl. Schlichthaber II, S. 105.

105) † 1653, v. Steinen I, S. 1443.

106) Rheinreise, S. 61.

107) Weygand, Deutsches Wörterbuch, S. 165.

108) † 1816. Vgl. einen Band von Predigten mit Titelbild von 1836.

ebenso wie Talar und Beffchen auch im gewöhnlichen Leben getragen¹⁰⁹).

Es sei gestattet, in der Schilderung der äußeren Erscheinung der Geistlichen noch einen Schritt weiter zu gehen. Es war die Zeit, in der die Franzosen in allen Modestücken selbst für die Geistlichkeit bestimmend waren. Von ihnen übernimmt man seit der Mitte des 17. Jahrhunderts die sogenannten Alonge- oder Wolkenperücken¹¹⁰), an deren Stelle seit 1713 durch König Friedrich Wilhelm I. in Preußen zuerst beim Militär und dann allgemein der Zopf tritt. Das Barock wird durch das Rokoko verdrängt. Es beginnt die berühmte Zopfzeit, die das Jahrhundert der Aufklärung hindurch währt. Ein Mann wie Spener überlegte noch, ob das Tragen einer Perücke ein Mittel ding sei, trug er doch selbst eine¹¹¹); aber man glaubte, die große Perücke drücke die geistliche Würde doch besser aus¹¹²). Doch räumte erst die französische Revolution mit dem Zopf auf. Schwager-Töllebeck aber stellte um 1800 über das Verschwinden von Perücke und Zopf eigentümliche Betrachtungen an¹¹³): „An die geschornen Köpfe gewöhnt man sich, wie man sich an alles Häßliche und Unnatürliche gewöhnt. Wenigstens erinnert uns jetzt keine Kragnadel an Dinge, an die man nicht gern erinnert sein mag.“ Als er einst, von der Universität heimkehrend, seinen Landsleuten einen geistlichen Eindruck machen wollte, trug er „schwarze Kleidung und eine Perücke mit dem Haarbeutel“¹¹⁴). Um 1790 aber sahen die geistlichen Examinatoren einem Kandidaten — es war Schleiermacher — das Fehlen von Perücke und Haarbeutel gnädig nach¹¹⁵).

Auch die Barttracht unterlag dem Wechsel. Luther, der als Junker Jörg auf der Wartburg einen stattlichen Vollbart trug, war später immer bartlos. Die Theologen seiner Zeit zeigen meist den Vollbart. So auch Joh. Arnd¹¹⁶). Dem Vollbart folgte in der Zeit der späteren Orthodorie der Lippen- und Kinnbart. So finden wir es bei Paul

¹⁰⁹) Vgl. Calwer, Rituale V, 528.

¹¹⁰) Tholuck, Akad. Leben I, S. 132.

¹¹¹) Drews, S. 109; Weber, Demokritus 8, S. 118.

¹¹²) Kocholl, Kirchengesch. Deutschlands, S. 421.

¹¹³) Rheinreise, S. 53.

¹¹⁴) Niederrhein. Bl. 1801, S. 51.

¹¹⁵) Seeberg, Die Kirche Deutschlands, S. 43.

¹¹⁶) Vgl. Titelbild der Mindner Ausgabe des „Wahren Christentums“.

Gerhard und dem Herforder Senior Joh. Vinch¹¹⁷⁾. Man fand in diesem Bart einen Hinweis auf das Kreuzeszeichen. Der Pietismus war bartlos, ihm folgte darin die Aufklärung. Calvoer führt in seinem *Rituale eccl.*¹¹⁸⁾ aus, daß die Evangelischen mit der Schaubе der Gelehrten — er meint den Talar — auch deren Bärte angenommen hätten, klagt aber, daß zu seiner Zeit (um 1700) der Bart verschwinde. Zwar mache der Bart weder den Gelehrten noch den Priester, aber er gebe doch ein würdiges Ansehen. Er wünscht, daß durch eine kirchliche Verordnung der Bart wieder in seine Rechte eingefetzt werde.

Alles zusammenfassend darf gesagt werden: Der Geistliche der Aufklärung erscheint auch im Amte in modischer Tracht mit Kniehosen, Schnallenschuhen, Besschen, Zopfsperücke und dreieckigem Hütchen. So stellt ihn Chodowiecki dar¹¹⁹⁾. So ungefähr auch Eylert¹²⁰⁾. Er fügt nur noch Handschuhe hinzu, die im Anfange des 18. Jahrhunderts schwarz, am Ende blau waren, und beschreibt den modischen Schnitt des Rockes, der nur noch Leibrock war. Schon Herder aber lehnte den schwarzen Rock ab, wenn er auch dunkelfarbige Stoffe trug.

Es war durchaus dem Schicklichkeitsgeföhle jedes Geistlichen anheimgestellt, wie er sich zum heiligen Dienste schicken wollte. Man kann sich denken, was da möglich war. Da führte ein königlicher Befehl vom 1. Januar 1811 den jezigen Chorrock (Talar) ein. In ihm lebte die Schaubе Luthers wieder auf: sie war fortan das Amtskleid, das uns mit Baret und Besschen als selbstverständlich erscheint.

¹¹⁷⁾ 1632—1671— Vgl. Wöhrmann, Elisabeth von der Pfalz, S. 54.

¹¹⁸⁾ II, S. 536f.

¹¹⁹⁾ Vgl. Starcke, Deutsche Geschichte II, S. 506.

¹²⁰⁾ Charakterzüge III, S. 298.

III. Der religiös-sittliche Ertrag der Aufklärung.

Wenn es nun gilt, den religiös-sittlichen Ertrag der Aufklärung aufzuweisen, dann mag man sich fragen, ob es geraten sei, die düsteren Bilder, die sich ergeben, darzustellen¹⁾. Es könnte pietätlos erscheinen, auf jeden Fall zerstört es manch überlieferte Anschauung. Man könnte vielleicht auch fragen: Was kann ein absprechendes Urteil heute noch helfen? Aber eine Geschichtsschreibung, die sich scheut, die Wahrheit zu sagen, täte besser, überhaupt zu schweigen. Und wenn es auch richtig ist, daß die wenigsten aus der Geschichte etwas lernen, so ist andererseits wichtig, daß es der heutigen Zeit recht vor Augen gestellt wird, wie tief ein glaubensloses Volk sinken kann. Darum wollen wir es versuchen, den religiös-sittlichen Ertrag der Aufklärung aufzuweisen.

Um das Jahr 1800 tritt ein vollständiger Verfall nicht bloß des religiösen, sondern auch des sittlichen Lebens zutage. Hamann, „der Magus des Nordens“, hatte recht, wenn er die Zeit der Aufklärung eine „rein negative“ nannte²⁾. Gott war ein toter Begriff, den man darum ganz unpersönlich als „höchstes Wesen“ bezeichnete. Er wurde dadurch nicht persönlicher und lebendiger, daß man ihm ein paar trockene Eigenschaften nachsagte, die die Blöße dieses Begriffs wie mit mitleidigen Lumpen bedeckten. Und wie hätte man zu diesem unpersönlichen höchsten Wesen ein persönliches Verhältnis haben können? Das Gebet ist Ausdruck des persönlichen Vertrauens: so konnte es kein Bedürfnis mehr sein. Es verschwand aus den Häusern, in denen der Pietismus es als Hausandacht gepflegt, als Tischgebet zum eisernen Bestande gemacht hatte. Und konnte man es aus der „öffentlichen Gottesverehrung“ nicht verschwinden lassen, so verlor es doch alle Wärme. Man redete über Gott, aber nicht zu Gott. Daher leerten sich die Kirchen. Die Bibel verschwand aus den Händen: sie galt als ein überflüssig Ding, dessen niemand mehr begehrte. Der bekannte Hamburger Buchhändler Perthes, dessen Freundeskreis bis in unser Land reichte, schreibt³⁾: „Als ich mein Geschäft in Hamburg eröffnete, vergingen wohl zehn Jahre, ohne daß irgend jemand eine Bibel kaufte. Ich erinnere mich deutlich des Tages, an welchem ein braver wohl-

1) Herforder Synodalprotokoll 1928.

2) Tischhauser a. a. D., S. 127.

3) Perthes, Leben III, S. 222.

gesinnter Mann die Heilige Schrift in meinem Buchladen verlangte, aber lebhaft versicherte, sie sei für einen armen Konfirmanden bestimmt, damit ich nur nicht glaubte, er selbst gäbe mit solchen Dingen sich ab.“ „So allgemein war der Unglaube,“ schrieb derselbe Perthes an Menzel in Breslau, „daß es für den einzelnen, der nicht in besonderen Ausnahmeverhältnissen aufwuchs, fast unmöglich war, ein gläubiger Christ zu sein. Eltern und Lehrer, Unterricht und Gottesdienst, Wissenschaft und Literatur stellen sich als schwer zu durchdringende Scheidewand zwischen ihn und die Wahrheit. Es liegt etwas tief Ergreifendes für mich in Schillers ‚Göttern Griechenlands‘. Sie geben lebendig den Eindruck wieder, den die zu hölzernem Verstandesmechanismus und langweiligem Unglauben herabgesunkene Zeit auf ein tiefer angelegtes Gemüt macht. Es ist der sich sehrende Mensch, der in diesem Gedichte seinen Ingrim gegen die Popf- und Kartoffelprediger ausgießt und sich abarbeitet nach einem lebendigen, in Liebe sich herablassenden Gott. Nur der kann Schiller verkennen, der die zornige Wehmut eines Menschen nicht ahnt, welchem Sehnsucht nach Hilfe die Brust erfüllt, die Kinderstube aber den Glauben des Christen nicht mit ins Leben gab.“

Es sei erlaubt, hier noch auf einen Umstand hinzuweisen, der zu meist wenig beachtet wird, aber von Bedeutung ist: Die heutige Sprache ist arm geworden an biblischen Ausdrücken und Vorstellungen. Zwar ist unser Volk wohl immer mehr ein Gesangbuchsvolk als ein solches der Bibel gewesen. Aber die zahlreichen Gottesdienste mit ihren vielen Schriftverlesungen machten das Bibelwort bekannt. Jetzt waren die Gottesdienste zum großen Teil eingegangen, und die noch bestanden, gaben zwar der Menschenworte viele, aber wenig Gotteswort⁴⁾. Hierzu ein kleiner Zug aus Goethes Leben. Er erzählt, daß seinen Studien genossen in Leipzig seine „biblische Sprache“ auffiel, die er selber durch die Herrschaft und den stetigen Gebrauch der Bibel in seinem elterlichen Hause erklärt⁵⁾. Dieses Haus bildete aber nicht etwa eine Ausnahme. Auch Thomasius und Wolff, die ersten Führer der Aufklärung, waren noch regelmäßig im Gottesdienst. Als Wolff vom Senat der Universität Halle aufgefordert wird, bei einer akademischen Feierlichkeit zu erscheinen, schreibt er, da er an dem Tage das heilige

⁴⁾ Vgl. Gebhardt, Zur bauerlichen Glaubens- und Sittenlehre, Gotha 1890, S. 16.

⁵⁾ Dichtung und Wahrheit 1829, I, S. 197.

Abendmahl nehmen wolle, wisse er nicht, ob er zugegen sein könne, er wolle es mit seinem Beichtvater überlegen⁶⁾.

Jetzt aber ist durch die Aufklärung die alte kirchliche Sitte gebrochen, mit der Bibel das Christentum überhaupt abhanden gekommen, und damit hat sich auch das Lutherdeutsch der Bibel in Zeitungsdeutsch verwandelt, das eine ganz andere Rasse verrät. Ein jäher Sturz! Wieder täte ein Schleiermacher not, der in seinen Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern schreibt⁷⁾: „Schon von alters her ist der Glaube nicht jedermanns Ding, und immer nur haben wenige die Religion erkannt, indes Millionen auf mancherlei Art mit den Umhüllungen gaukelten, welche sie sich lächelnd gefallen läßt. Aber zumal jetzt ist das Leben der gebildeten Menschen fern von allem, das ihr nur ähnlich wäre. Ja, ich weiß, daß ihr ebensowenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die verschlossenen Tempel besucht; daß in euren aufgeschmückten Wohnungen keine andern Heiligtümer angetroffen werden als die klugen Sprüche unserer Weisen und die herrlichen Dichtungen unserer Künstler, und daß Menschlichkeit und Gefelligkeit, Kunst und Wissenschaft so völlig von unserm Gemüthe Besitz genommen haben, daß für das ewige und heilige Wesen, welches jenseit der Welt liegt, nichts übrigbleibt.“ Das aber war nicht nur die Klage eines Großstadtpfarrers. Anders lauten auch die Berichte aus unserem Lande nicht.

Ein rationalistischer Pastor in Minden bezeugt, man finde gar kein Christentum in der Gemeinde mehr; und im „Westfälischen Anzeiger“ hieß es: „Die öffentliche Religion der Protestanten ist in einem offenkundigen Verfall. Aus allen Ländern ertönen Klagen, und der gefühlvolle Beobachter fragt: Wo will das hinaus?“⁸⁾ Auch das Landvolk, das sonst gute alte Sitten bewahrt, „hielt nicht minder als der Städter das Kirchengehen für unnötig, ja für lächerlich“, bezeugt wiederum Perthes⁹⁾. „Besonders wird aus Westfalen geklagt, daß der Sonntag nichts mehr gälte.“¹⁰⁾ Den Morgen nimmt die Feldarbeit ein, Trinkgelage den Nachmittag. Die Kirchenchronik von Werther berichtet aus der Zeit um 1805 — und was sie sagt, gilt nicht bloß von dieser einen

⁶⁾ Tholuck, Geschichte des Rationalismus I, S. 169.

⁷⁾ Scholz, Protestantismus, Bd. I, S. 429.

⁸⁾ Tischhauser, S. 184.

⁹⁾ II, S. 52.

¹⁰⁾ Tischhauser, S. 195.

Gemeinde —¹¹⁾: „Schon zur Zeit des 18. Jahrhunderts, sonderlich seit den achtziger Jahren, fing bei den Protestanten unter den hohen Ständen eine kirchliche Nachlässigkeit an, die sehr bald in eine völlige Kirchlosigkeit ausartete. Diese Kirchlosigkeit, die sich durch Hintanzetzung der Sabbatfeier, des öffentlichen Gottesdienstes und des heiligen Abendmahls nebst Verachtung der Prediger zutage legte, kam von den höheren Ständen zu den mittleren und breitete sich anfangs sonderlich in den Städten aus“, aber bald auch auf dem Lande. Am Sonntag gingen Handel und Wandel ungestört fort. „Das Volk kam sehr unordentlich, fast erst nach geendigten Gesängen in die Kirche, die Weiber ohne Feierkleid im Tagelöhnerkostüm und fangen nicht mehr mit.“ In Herford berief sich 1805 ein wegen Sonntagsarbeit Verklagter darauf, daß diese Beschuldigung ungerecht sei, er wisse, daß Gott geboten habe, den Sabbat zu heiligen; aber die sonstigen Festtage seien nirgend in der Heiligen Schrift geboten. An ihnen könne daher die Arbeit nicht verboten sein. Danach ist möglich, daß hier sich sektiererischer Einfluß bemerkbar macht¹²⁾. Die Nebengottesdienste am Sonntag und in der Woche waren völlig leer. Der Abendmahlsbesuch sank. Im Jahre 1777 waren in einer Gemeinde bei einer Seelenzahl von 5000 noch 2368 Kommunikanten, 1805 nur noch 1163. Auch ein Schwager-Jöllenbeck klagt: „Meine Kommunikanten sind nicht zahlreicher geworden“, und was er über den sittlichen Zustand seiner Gemeinde sagt, läuft auf das verzagte Bekenntnis hinaus: „Der Religionslehrer muß seine Flagge streichen, denn er kann dem Heere der der Büchse der Pandora entsprungenen und durch den frivolen Genius des Zeitalters groß und stark gewordenen Übel nicht ferner widerstehen.“¹³⁾

So schreibt denn auch Hoche, Pastor zu Rödinghausen, in seiner „Reise durchs Waterland“, 1800, S. 404f.: „Es gibt gewisse Perioden in der Welt- und Menschengeschichte, über die man gern einen Schleier werfen möchte. Ob unsere Nachkommen es mit der jetzigen revolutionierenden und philosophischen Periode ebenso machen werden? Mögen sie es für der Mühe wert halten, Entschuldigungsgründe für uns aufzusuchen. Wenn ein künftiger Geschichtschreiber unser religiöses Gemälde entwerfen will und sich beklagt über die Verminderung unserer

¹¹⁾ Zeugen und Zeugnisse I, 75.

¹²⁾ Vgl. Mitteilung des Pfarrers Wöhrmann.

¹³⁾ Niederrhein. Bl. I, S. 82f.

Religiosität, so messe er doch der Religion selbst die Schuld nicht bei.“ Dabei ist Hoche selbst Rationalist. Religiosität ist ihm „Pflichtempfindung“. „Sie hat es vorzüglich mit den Empfindungen des Rechts und Unrechts oder mit der Gewissenhaftigkeit in Erfüllung aller Pflichten zu tun.“ „Aber wie steht hier das Barometer des Zeitalters? Nur leise darf man hier auftreten — aber es sieht sehr böse aus.“

Gewiß gab es neben all der „Neologie“, Neuglauben, wie man den Rationalismus gern nannte, noch einen „Samen der Gerechtigkeit“. In den Gemeinden gab es noch alten Glauben.

Auch auf den Kanzeln war der alte Glaube in unserem Lande nicht ausgestorben. Es gab noch treue Zeugen, jüngere Freunde Weihes. Aber es waren wenige, und sie treten nicht hervor. Wo das aber doch einmal geschah, da war es den Gegnern sehr geläufig, sie beim Konfistorium zu verklagen, das dann seinerseits einschritt, wie das Erdsieck in Oldendorf und Kauschenbusch in Bünde erfuhren¹⁴⁾. Die Konfistorien aber waren am Ende des 18. Jahrhunderts nicht viel anders eingestellt als die am Anfang des 19. Jahrhunderts. Und wie die letzteren in diesen Dingen dachten, erhellt aus dem Leben Natorps, des westfälischen Generalsuperintendenten¹⁵⁾. Daher urteilt Tischhauser mit Recht¹⁶⁾: „Die alles Positive auf dem Gebiete des Glaubens und der Sitte auflösende Geisterbewegung hatte nicht nur die Regierungen, sondern auch die führenden Persönlichkeiten und Organe der Kirche ergriffen und so vollständig durchdrungen, daß die Grundfesten der Kirche im Heiligsten, das ihr eigen war, erschüttert wurden.“

Es war eine religiös-sittliche Selbstauflösung des ganzen Volkslebens, die über uns gekommen war. Das ist nicht zu leugnen und muß um der Wahrheit willen ausgesprochen werden. Diese Wahrheit hat auch eine tröstliche Seite für die heutige Zeit. Damals kam ein furchtbares Gericht über die dem Chaos verfallene Welt — man denke an die französische Zwingherrschaft, die ein Napoleon aufrichtete —, und danach zogen die Tage einer gesegneten Erweckung herauf, die sich in unserem Lande an den Namen Volkenings knüpft. Stehen wir heute in noch schwereren Gerichtstagen, so harren wir des HErrn, der einst den Vätern gnädig war.

¹⁴⁾ Zeugen und Zeugnisse I, S. 49f.; Staatsarchiv XXXV.

¹⁵⁾ Vgl. Natorps Leben, Essen, Bädcker 1894, S. 155ff.

¹⁶⁾ S. 125.

Hier aber soll noch ein Stimmungsbild entworfen werden aus den Tagen, da es schon wie Morgenrot eines neuen Sonnenaufgangs heraufzog, das die durch die Aufklärung verschuldeten Zustände in einer Einzelgemeinde schildert. Wir verdanken es der Güte des hochverehrten D. Jul. Möller in Gütersloh, der jüngst heimgegangen ist.

So schildert der Pfarrer Lic. Möller in Lübbecke sein Erleben in seiner Gemeinde in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts: Als ich in meine Gemeinde trat, gab es in der Stadt Lübbecke (die Landgemeinde war von den Zeitströmungen unberührt geblieben, und mein Vorgänger hatte die „dummen Leute“ in ihrem „Aberglauben“ nicht stören wollen) etwa sechs Personen höheren Alters, richtiger wohl nur noch zwei, die in lutherischer Überzeugung zum Tisch des Herrn traten. Alle übrigen Kommunikanten kamen mit zwinglischer Ansicht, doch nein!, noch darunter, sie sahen in der Kommunion eine ehrwürdige Stiftung zur Erinnerung an einen edlen Wohltäter der Menschheit; die Teilnahme betrachteten sie als eine anständige kirchliche Sitte, ein löbliches Herkommen, auch als eine nicht zu umgehende Zeremonie, da man doch dem Pfarrer das ihm einmal zukommende und mit soundsjo viel zugesicherte Beichtgeld jährlich müsse zukommen lassen. Ja, ein Kirchenvorsteher glaubte mir etwas Angenehmes zu sagen, als er eines Tages vor einer zahlreichen Abendmahlsfeier äußerte: „Morgen, Herr Pastor, werden wir Ihnen unser Kompliment am Altar machen.“ Er wunderte sich nicht wenig über die weiter erfolgende Zurechtweisung, und sein Blick verriet, als wenn ich das nur ironisch und um des geistlichen Anstandes willen zurechtstelle.

Wenn eine Anzahl Gäste noch immer eine gewisse Gemütsbewegung blicken ließen, namentlich bei Entgegennahme des Kelches, so war das ein Zeichen, daß ihnen die Erinnerung an das Wort: Wer unwürdig isst und trinket, der isst und trinkt sich selber das Gericht, noch nicht ganz entschwunden war oder sie durch die Beichtrede einen neuen Eindruck davon erhalten hatten. Grade bei diesen aber habe ich am wenigsten Nachwirkung von dem sakramentalen Genuß zu verspüren vermocht, der vielen Heuchler nicht zu gedenken, deren verborgenes Sündenleben die Anwendung der Kirchenzucht nicht gestattete. Wo lagen die Wurzeln dieses Zustandes? Ach, es waren beinahe zwei Generationen ohne die Predigt des Evangeliums aufgewachsen, und die es noch kannten, hatten es anderswoher. Der Rationalismus hatte in vollster Blüte gestanden. Mein Vorgänger, der dreißig Jahre fun-

gierte, hatte die Kommunion in vertrauten Gesprächen als einen Rappzaum für die Einfältigen, eine inhaltsleere Zeremonie erklärt, die man freilich um des Beichtgroßchens willen beibehalten müsse. Sein jüngerer Kollege hatte als Trunkenbold geendet. Der ganze Konfirmandenunterricht hatte in einem dreimonatigen Kursus nach einem geschriebenen Hefte (ich besitze es noch) bestanden, das sich fast nur um die Begriffe von Güte und Gerechtigkeit als die Grundpfeiler der Sittlichkeit drehte. Es zählte 184 Fragen; die erste lautete: „Wodurch unterscheidet sich der Mensch von den Tieren?“ Antwort: „Dadurch, daß er Vernunft hat.“ Die 121. fragt: „Wer verehrte Gott durch einen sittlich guten und tugendhaften Wandel?“ Antwort: „Jesus.“ Dies ist die einzige Stelle, wo des Namens Jesu gedacht wird. Die letzte Frage lautet: „Wann verdient der Tugendhafte den Namen eines frommen und religiösen Menschen?“ Antwort: „Wenn er überzeugt ist, es sei Gottes Wille, daß er alle seine Pflichten erfüllen soll.“

Jener Kirchenvorsteher sagte mir nach Anhörung der ersten drei oder vier Predigten: das klänge nicht übel, ich predigte recht schön, aber die Sachen wären ihm so fremdartig, der Sprachgebrauch so ungewohnt, daß er sich erst allmählich orientieren werde, was ich denn eigentlich wolle! In solcher Weise habe er noch nicht predigen gehört, etwa mit Ausnahme des Kandidaten S—s (Sellinghaus), dem er aber keinen sonderlichen Geschmack habe abgewinnen können.

Unter den Erbauungsmitteln, die damals in den honetten Familien kursierten, stand Witschels Morgen- und Abendopfer als unübertrefflich voran. Doch fühlten viele, daß ihnen etwas fehle, und man kam fleißig zur Kirche. Einer Dame, die mir den Witschel als ihre tägliche Geistesnahrung anpries, konnte ich nicht umhin, durch Kritik eines Abschnitts dieses faden Gewinsels den Geschmack daran zu verderben. Sie gab mir recht und warf das Buch unwillig fort. Empfänglichkeit dieser Art war mehrfach, doch sparsam vorhanden. Dazu hatte der Gebrauch der „Stunden der Andacht“ von Zschokke den Geschmack an echt christlicher Speise verdorben. Der Pelagianismus in abgebläfter Gestalt war der Standpunkt fast aller, die noch etwa auf Religiösität Anspruch machten. Ein Gerichtsassessor sagte mir, ich sei der erste Geistliche, der ihm begegne, der noch das alte Bekenntnis predige, und der es wirklich zu glauben scheine, was ihn freilich bei meiner übrigen wissenschaftlichen und Weltbildung wundernehme. Doch halte er mich für ehrlich in dem Stücke, und daß ich es nicht aus An-

bequemung an die christlichen Landleute tue, die er mir zulaufen sah.

Bei dieser Stimmung, der allgemeinen Unwissenheit in christlichen Dingen, einer Selbstzufriedenheit, die sich mit der kläglichsten Legalität begnügte, einer Philisterhaftigkeit, die nicht in ihrer Gewohnheit gestört werden wollte, dabei unter Nachbargemeinden, in denen zwar noch altevangelischer Same vorhanden war, die Stimmführer aber allem wirklich evangelischen Leben abhold waren, mußte die evangelische Verkündigung des Heils mannigfachsten Anstoß erregen. Andererseits war die Unordnung der kirchlichen Zustände zu hoch gediehen, daß nicht doch ein gewisses Verlangen nach Genesung erwachen mußte. Und da auch im ganz Äußerlichen so vieles herzustellen war bis auf die verfaulten Kirchenstühle herab, die Erneuerung des Kirchenchors durch die Munizipalverwaltung des Königs möglich wurde und Anstoß zu weiteren Erneuerungsarbeiten gab, so griffen einige gutmütige und honette Personen das Werk mit an. Der Pastor war ja auch ein Mann, mit dem man verkehren konnte, während der Vorgänger ein verschimmeltes Mäuseleben die letzten zehn Jahre seines Lebens geführt hatte. Damals glich die Pfarre einer Höhle, in die kein anständiger Mensch treten konnte. Die verhaßte Pastorin war durch eine junge angenehme Frau ersetzt; der neue Pastor aber galt als ein Mann von Welt aus der Hauptstadt der Provinz, dem man gewisse orthodoxe Eigenheiten zugute hielt. So kam man zur Kirche, auch zum Abendmahl, um dem Pastor durch eine reichliche Gabe sein Wohlwollen zu bezeigen.

So gingen die Dinge etwa zehn Jahre fort. Der Herzensgrund der Leute von Einfluß blieb, wie er war. Je dringlicher die Wichtigkeit des bisherigen Wesens aufgedeckt wurde, desto mehr sammelten sich heimliche Antipathien an. Diese verstärkten sich, besonders als (1835) die Forderungen der neuen Kirchenordnung geltend gemacht wurden und kirchliche Qualifikationen den Maßstab für Presbyter und Repräsentanten hergeben sollten, als die Frage über die Armenverwaltung Presbyterium und Magistrat zu entzweien anfang, und als die freigemeindlichen Bewegungen in Magdeburg in einigen Köpfen Anklang zu finden begannen, daß selbst Uhlischs Katechismus verbreitet wurde, als einige Personen von Bedeutung aus dem kirchlichen Kollegium trotzig ausschieden, da war der Grund zur Opposition gegen die Kirche gelegt, die sich in Verzicht auf Kirchen- und Abendmahls-

besuch zeigte. Das böse Beispiel wirkte ansteckend. Die kirchliche Rüge verstockte noch mehr, und der Pfarrer sollte mit einer Injurienklage gefaßt werden. Das politische Treiben entfremdete seit 1844 noch mehr vom kirchlichen Boden. Seit 1848 standen alle politisch bedeutenden Personen in entschiedener Opposition zur Kirche. Dazu trug der Streit um das Armenvermögen bei. Besonders schwand die Teilnahme am heiligen Abendmahl. Hier wirkte besonders der Umstand, daß mit Ernst die Forderungen der Buße und Besserung des Lebenswandels erhoben wurden. Je mehr man die Rechtmäßigkeit dieser Forderungen erkannte, um so ferner hielt man sich mehr und mehr, desto einsamer wurde es am Altar. Der gute Schein von früher verschwand, die Wirklichkeit kam an den Tag. Die aber noch kamen und kommen, sind um so gewisser als der gute Kern der Gemeinde anzusehen. —“

So weit Möller!

IV. Lichtseiten der Aufklärung.

Nach all dem bisher Gesagten mag es unmöglich erscheinen, von Lichtseiten der Aufklärung zu reden. Es wird doch um der Wahrheit willen nötig sein. Es ist dabei allerdings zu unterscheiden zwischen solchen Bewegungskräften der Aufklärung, die auf ein noch heute zu erstrebendes Ziel gerichtet waren und anzuerkennen sind, und solchen, die gerade im Gegensatz zu der aufklärerischen Einstellung und von ihr herausgefordert mächtig wurden, nach dem Gesetz, wonach die Gegensätze sich fördern. Eine Zeit der Weltentwicklung ist nicht so leicht auf einen Generalnenner zu bringen. Sehr verschiedenartige Strömungen durchziehen sie. Hat die Zeit der Aufklärung ihren kennzeichnenden Namen von einer besonders starken Strömung, so mischen sich mit ihr allerlei Unterströmungen, auch solche gegensätzlicher Art. Man hat sich mit ihr als einer Epoche abzufinden, die eine geschichtliche Notwendigkeit war, und die den kommenden Geschlechtern nicht bloß heillose Folgen hinterlassen hat. Wir beginnen mit der völligen Verständnislosigkeit für den nationalen Gedanken, wie sie uns in der Aufklärung entgegentritt.

Die Aufklärung und der nationale Gedanke.

Die Aufklärung rühmte sich ihres weiten Blicks. Der Deutsche des 18. Jahrhunderts lebte in eigenartigen staatlichen Gebilden. Auf der einen Seite bestand das deutsche Reich noch als das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“. Und hatten die Nachbarn im Westen und Norden schon manch Glied des Reiches abgerissen, so galten sie eben deswegen nun selbst der Theorie nach als Glieder des Reiches, um in Wirklichkeit freilich Ursachen und Anzeichen der Krankheit zu sein, daran es dahinsiechte. Andererseits war das Reich in zahllose große und kleine Staaten zersplittert, die dem bloßen Zufall ihr Dasein verdankten und keinerlei nationale Unterschiede aufwiesen. Woher sollte da deutscher, nationaler Sinn kommen? Über die engen Grenzen der eigenen Kleinstaatererei flog der Blick des Gebildeten um die ganze Welt. „Weltbürgertum“ hieß das Leitwort, das mit sich riß und begeisterte. Dazu sprach die Aufklärung ihren Segen. Was das für das deutsche Leben bedeutete, liegt auf der Hand.

Der bekannte Kunsthistoriker Dehio führt einmal aus¹⁾: „Sooft im europäischen Leben das Übernationale, Univerfale obfiegt, also die Tendenz, die beiden Gruppen der Germanen und Romanen das Trennende vergessen zu machen und in einer Geistesgemeinschaft höherer Ordnung ihr Heil zu fuchen, schlägt die große Stunde der Franzosen.“ So war es im Mittelalter eine geraume Zeit hindurch, fo auch im 18. Jahrhundert. Die Zeit der Aufklärung trägt durchaus den franzöfifchen Stempel. Die franzöfifche Sprache war die Sprache der gebildeten Welt auch in Deutschland, während die Gelehrten noch an der vom Mittelalter überlieferten lateinifchen Sprache fefthielten. Und wo war die deutsche Sprache? Sie faß verachtet in der Ecke, ein Afchenbrödel, das fich begnügen mußte, feine Blöße mit franzöfifchen Lumpen zu decken. Ein bekanntes Zeugnis dafür ist das Wort des Königs Friedrich Wilhelm I., der doch ein guter Deutscher war: „Ich stabiliere meine Souveränität wie einen Rocher de bronze.“ Unser Ravensberger Landsmann Franz von Meinders, der in brandenburgifchen Dienften zu hohen Ehren gekommen war, wechselte nur franzöfifche Briefe mit feinem Vorgesetzten, dem Grafen von Waldeck, der doch auch Deutscher war²⁾. Das war freilich schon im 17. Jahrhundert, aber es blieb fo auch im 18. Jahrhundert. Auch ein deutscher Held wie Friedrich der Große schrieb feine zahlreichen „Werke“ in franzöfifcher Sprache.

Zu der franzöfifchen Sprache gefellte fich franzöfifche Tracht. Für das ganze 18. Jahrhundert gilt die Klage Friedrichs von Logau:

A-la-mode-Kleider, A-la-mode-Sinnen:
wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Die „westliche Invasiön“, franzöfifche Art, franzöfifche Sprache, Auffassung, Bildung, ob ihre Heiligen Rousseau oder Voltaire oder sonstwie hießen, überschwemmte alles. Die Aufklärung trägt deutliche Spuren ihrer Herkunft an fich. Und mochten die Mindener es in alter deutscher Treue meinen, wenn sie 1650 dem Großen Kurfürsten huldigten, aber sie gaben ihren Gefühlen Ausdruck in dem schlechten Franzöfifch ihrer Zeit: *Vif la Brandenburg* (!)³⁾.

¹⁾ II, S. 21.

²⁾ Spannagel, S. 137 ff

³⁾ Vgl. II, S. 47.

Nun aber ist nicht zu übersehen, daß hinter dem allen eine schmähsliche nationale Selbstverachtung stand. Auf der Fahne der Aufklärung stand nicht Liebe zum Vaterland, sondern allgemeine Menschenliebe. Schon klingt der bekannte Dreiklang der französischen Revolution deutlich durch: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Im Namen der Freiheit und Gleichheit geht man gegen die überlieferte staatliche Ordnung an und schiebt der Monarchie die Schuld an allem Unheil in der Welt zu. Vor allem werden ihr die Kriege auf die Rechnung gesetzt. Das ist eine zumal bei dem Söllnbecker Pfarrer beliebte Darstellung.

Schwager spürt allen Schändlichkeiten nach, wie sie je ein Kronenträger getan. Er schildert in einer Predigt am Epiphaniensfeste, an dem die Herrlichkeit des Herrn den ersten Heiden erschien und er die Möglichkeit gehabt hätte, die heiligen drei Könige ins Licht zu rücken, lieber den „Charakter des Herodes, wie er erstens aus Herrschucht, zweitens aus List, drittens aus Grausamkeit bestand“. Aber er weiß auch von schwachen Fürsten, die Puppen in der Hand ihrer Schmeichler sind⁴⁾: „Ein alltäglicher Verstand ist wider den Sireningesang der Hoffschmeichler zu schwach. Und warum sollte es nicht unter den Fürsten alltägliche Menschen geben wie unter den übrigen Menschen?“ Den dritten Teil beginnt der Prediger mit folgenden Worten: „Ungern, in der That recht sehr ungern kehre ich — nach längeren Abschweifungen — mit euch zu unserem Herodes zurück. Denn welchem Menschen mit menschlichem Gefühle kann es in der Gesellschaft eines solchen Ungeheuers einen Augenblick wohl ums Herze sein! Mir am wenigsten, den Mißhandlungen der Menschheit, der mir so lieben Menschheit so leicht, so sehr empören, daß mein Unwille auflodert. Und das Schwerste, mir wenigstens das Schwerste im Charakter dieses Unmenschen ist noch zurück — seine Grausamkeit.“

Hier vergleicht der Verfasser den Herodes mit Alexander, Philippi Sohn. „War der wohl etwas anderes als ein Mörder und Räuber? Ruhmsucht ließ ihn nicht ruhen, sondern jagte ihn in der Welt herum, friedliche Völker zu unterjochen und Kronen zu rauben, an welchen er kein weiteres Recht hatte als ihr und ich. Als er sie erobert hatte, konnte er seiner Diebesbeute doch nicht genießen, und alles Blut, das nachher seine Heerführer und Erben noch über das geraubte Gut vergossen, kam es nicht auf seine schreckliche Rechnung? Und was hatte

⁴⁾ I, S. 63.

er nun gewonnen? Ruhm? Freilich, seine Schmeichler und sein Stolz sagten es: er hieß Alexander der Große! Aber die Nachwelt hat seine unglücklichen Zeitgenossen an ihm gerächt, und jetzt nennt ihn eine unparteiischere Geschichte Alexander den großen Räuber.“ Das alles kann nicht etwa eine nicht zugestandene Spitze gegen Napoleon haben; denn diese Predigten erschienen schon 1794. Man kann es nur eine Geschichtsphilosophie im bequemen Sessel des Pfarrdihylls zu Töllnbeck nennen! Wen aber diese Schilderung eines Kriegshelden noch nicht das Gruseln lehrt, der lese etwa die Schilderung eines Schlachtfeldes, wie der Verfasser sie gibt⁵⁾.

Dennoch kennt auch Schwager noch ein „Vaterland“. Ja, er hat am 10. nach Trinitatis eine Predigt über das Thema gehalten: „Jesu Vorliebe für sein Vaterland“. Da bespricht er die beiden Fragen: „Wie sich seine Vaterlandsiebe äußerte, und inwiefern sein Vaterland seiner Liebe wert war.“ Diese Predigt ahnt auch nicht von ferne etwas von auf Blutsgemeinschaft beruhender Rassenzugehörigkeit in Art und Anschauung, Geschichte und Sprache, von Dankbarkeit und Treue, verliert sich dafür in Sentimentalitäten des täglichen Lebens, daß man sich nur mühselig bis an ihr Ende durcharbeitet.

Und nun schaut Schwager zu einer großen Hoffnung auf, die die Menschheit zu wahrer Glückseligkeit führen wird — es ist die Hoffnung auf den allgemeinen Weltfrieden⁶⁾. Dann wird es keinen „Nationalstolz“ mehr geben, so wenig wie „Sektenhaß“. Schon jetzt bringt der Krieg außer gegenseitigem Volkshaß Entfremdung zwischen einem Volke und seinem Könige, „auch wenn der Krieg nur Notwehr, also gerecht und unvermeidlich war“. Aber eine kommende bessere Zeit ist im Anbruch, wo die Schranken, die jetzt die Völker trennen, dahinfallen und alle eins sind in gleicher Liebe, keins nur sich sucht und der ewige Völkerfriede seinen Friedensbogen über die ganze Welt spannt. Das wird einmal eine herrliche Zeit sein!

Und das alles predigt er vor einer Ravensbergischen Landgemeinde! Doch nein — es wird ihm offenbar selbst ungemütlich; denn schließlich sagt er in einer Bemerkung unter dem Strich⁷⁾: „daß diese Predigt ganz umgearbeitet und nicht so gehalten sei, darf ich ja wohl kaum erinnern. Meiner Landgemeinde konnte ich das alles und so nicht

⁵⁾ II, S. 863.

⁶⁾ II, S. 1475 ff.

⁷⁾ S. 1478.

sagen, weil sie für ein Raisonnement dieser Art nicht reif ist. Mit meinen Lesern aber rede ich als mit Klugen.“

Und er träumt und schreibt das alles im Jahre 1794, zwölf Jahre vor der Schlacht von Jena. Schon ist Napoleons Stern im Aufgehen und der Tag des alten Europa im Niedergehen — und Schwager selbst stellt sich — inkonsequent genug — unter die Bewunderer Napoleons. Er schreibt in seiner „Rheinreise“⁸⁾: „Auf Bonaparte halte ich viel. Gewiß hat mein Held mit allen großen Herrschern das Schicksal gemein, daß unter seinem Namen Ungerechtigkeiten begangen werden, wovon er nichts weiß. Er hat sich jeden Ruhm eines großen Helden und Staatsmannes erworben, nur den Ruhm eines gerechten Regenten, der auch die Rechte schwächerer Nachbarn respektiert, muß und wird er sich noch erwerben.“ Schwager vergißt auch später nicht⁹⁾, der „vortrefflichen Büste“ Napoleons zu gedenken, die eine Frau von Carnap in ihrer Fabrik zu Gemark herstellt.

Dennoch weiß er sehr wohl, was Preußen seinen Königen verdankt, und welches innere Band das preußische Volk mit seinem Königshause verbindet. So fügt er seinem Aufsätze über den „Ravensbergischen Bauern“¹⁰⁾ die Bemerkung hinzu: „Der Ravensbergische Bauer hat ein unbegrenztes Zutrauen zu seinem Könige. Mancher war Soldat und focht mit seinem Könige in gleicher Gefahr. Das knüpft ein Band zwischen beiden.“ Auch die staatliche Ordnung und landesväterliche Fürsorge erwecke das Vertrauen. Zwar in seinem Stammbuch, das schon in seiner Studentezeit zu Halle beginnt, heißt es einmal — ziemlich kühl —: Deo et reipublicae (Gotte und dem Staate). Aber es heißt dort doch auch — es ist die Zeit des Siebenjährigen Krieges —: Tandem Fridericus triumphat (endlich siegt Friedrich dennoch).

Nun aber ist nicht zu verkennen, daß die Aufklärung leise auf einen Weg wies, der aus der unklaren und törichteren, unsagbar albernen Verschwommenheit eines Allermweltbürgertums herausführte.

Man hat längst darauf aufmerksam gemacht, daß die Aufklärung für das, was man bisher „christlichen Glauben“ genannt hatte, das Wort „Religion“ in Kurs setzte¹¹⁾. Es kam um 1750 auf. Wohl hatte

⁸⁾ 1804, S. 95.

⁹⁾ a. a. D., S. 291f.

¹⁰⁾ Weddigen, Magazin 1786, S. 74.

¹¹⁾ Lagarde, Deutsche Schriften I, 17.

man „Religiöse“ schon im Mittelalter gekannt: die durch Klostergeleibde und Mönchspflichten Gebundenen nannte man so im Gegensatz zu einem säkularen Klerus. Nach der Reformation nannten sich die Hugenotten, die in den von strenger Zucht gebundenen Gemeinden lebten, „die von der Religion“. Damit stimmt überein, daß Friedrich Wilhelm I. — wie wir schon sagten — den hugenottischen Predigern in Berlin vorwarf, sie predigten nur „Moral“, aber nicht den gekreuzigten Christus.

So ist es zu verstehen, daß der Aufklärung, wie oben gezeigt ist, die Religion ganz und gar in sittlicher Zucht oder, wie man lieber saget, in Moral aufging. Sie entwurzelte freilich die gepriesene Moral alsbald dadurch, daß sie sie des religiösen Hintergrundes beraubte. Wo sie aber Boden fand, darin sie wurzeln konnte, hat sie dennoch Bedeutendes geleistet.

Sie fand den Boden in dem heraufkommenden Preußen. Man sieht gern in der altpreußischen Art etwas von dem straffen Charakter des alten Ordensstaates, der dem Staate der Hohenzollern den Namen gab. Noch unbedingter ist hier ein Charakterzug des kraftvollen Herrschergeschlechts selbst zu erkennen. War Pflichttreue das oberste Gebot im Leben eines Friedrich Wilhelm I., so ging das Leben seines größeren Sohnes, Fridericus rex, völlig auf in dem Bewußtsein, nichts als der erste Diener des Staates zu sein. Immer hatten die Deutschen schon im Mittelalter sich auch in ihrem persönlichen Berufsleben als verpflichtet zum Dienst des Ganzen angesehen. In Westfalen hießen die Zünfte „Ämter“ und die Handwerker „Amtleute“. Ein Amt ist ein Dienst, den die Stadt verleiht. Jetzt lernte man in Preußen den ganzen Staat als die überpersönliche Gemeinschaft anzusehen, der man zu allem Dienst verpflichtet war.

Der nationale Gedanke war damit noch nicht gefunden. Im Gegenteil wäre zu verstehen, wollte man bei oberflächlichem Zusehen behaupten, daß nationales Empfinden eher bei dem überlieferten Kaisertum Osterreichs als bei Preußen zu suchen sei; dort waren Kaiser und Reich, hier nur ein unbotmäßiger Vasall. Aber wer so urteilt, urteilt dennoch falsch. Denn Preußen war das werdende Deutschland. Davon hatten schon die Zeitgenossen eine mehr oder weniger klare Empfindung.

Oh, der Begriff „Vaterland“ liegt noch in dämmernder Ferne. Man

kennt das heißgeliebte Land noch nicht, dem die Blut heißer, dankbarer Liebe entgegenschläge.

Davon zeugt das Tagebuch eines westfälischen Soldaten, das er während des Siebenjährigen Krieges führte. Dominikus stammte aus Königsahl im märkischen Süderland und wird 1756 eingezogen, um den ganzen Krieg mitzumachen. Er kommt erst 1763 wieder in die Heimat zurück. In diesem Tagebuch ist nichts von flammender Kriegsbegeisterung für das Vaterland zu spüren. Ist er im bürgerlichen Leben Kaufmann, so führt er als nüchterner Kaufmann Buch über den schlimmen Handel, in den er hier verwickelt ist. Was ihn aufrechterhält, ist die Treue gegen die erkannte Pflicht. „Biele von uns werden untreu,“ schreibt er einmal, „ich aber will, so mir Gott Gesundheit und Leben fristet, den Eid nicht brechen, sondern will Gott und dem Könige getreu bleiben und will die Last tragen, solange Gott will.“

Mit den Äußerungen dieses Tagebuchs stimmt aufs beste zusammen die Nachricht von dem Liede, mit dem der preußische Soldat am 5. Dezember 1757 an die Schlachtarbeit von Leuthen ging. Es war nicht auf hohen Ton gestimmt, das ganze Lied nicht (O Gott, du frommer Gott), wie das, das die Kriegsfreiwilligen 1914 beim Sturm auf Langemark sangen. Aber die Strophe, die vom Berichterstatter allein als gesungen bezeugt wird, war die lauter Pflichttreue atmende:

Gib, daß ich tu' mit Fleiß,
was mir zu tun gebühret,
wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet.
Gib, daß ich's tue bald — zu der Zeit, da ich soll;
und wenn ich's tu', so gib, — daß es gerate wohl.

Daheim sah man die Sache nicht anders an: Die Pflichtvergessenen, die nach verlorener Schlacht — es war wohl die von Runersdorf — geradeswegs in die Ravensbergische Heimat geflohen waren, wurden daheim als unwürdig von Beichte und Abendmahl ausgeschlossen¹²⁾. Es ist das erste Dämmern des nationalen Gedankens — dieses Pflichtbewußtsein gegenüber dem Staate und dem ihn vertretenden König. Die Hohenzollern haben es ihrem Volke eingepägt.

Treitschke¹³⁾ schildert den König Friedrich Wilhelm I. als den Schöpfer des eigentlich sogenannten preußischen Staates. „In dem

¹²⁾ Kaeller, Ravensb. Bl. 1912, S. 89.

¹³⁾ Deutsche Geschichte I, S. 37.

Kopfe des ungelehrten Fürsten lebte merkwürdig klar und bewußt der Staatsgedanke der neuen Naturrechtslehre, daß der Staat bestehe zum Besten aller und der König berufen sei, in unparteiischer Gerechtigkeit über allen Ständen zu walten. So vereinte er¹⁴⁾ sein Volk zur Gemeinschaft politischer Pflichterfüllung und prägte den Gedanken der Pflicht für alle Zukunft diesem Staate und vor allem den Trägern des staatlichen Lebens ein.

Zu allermeist seinem Sohne, dem großen Friedrich. Als König Friedrich 1779 seine Briefe über die Vaterlandsliebe schrieb¹⁵⁾, schaute ihm der Vater über die Schultern. Oh, diese Briefe schöpfen nicht aus der Tiefe der Gedanken, die heute die besten Kreise unseres Volkes bewegen. Schon das bezeichnet sie, daß sie in französischer Sprache geschrieben sind. In ihnen ist nichts zu finden von einem Überschwang des nationalen Gefühls. Die große deutsche Geschichte der alten Kaiserzeit ist tot und begraben. Der gewaltige Rassen-gedanke ist noch nicht entdeckt. Das konnte kaum anders sein. Gab es denn ein deutsches Vaterland, das fest in Geschichte und dem völkischen Gedanken wurzelte? Gab es eine deutsche Nation, oder gab es mehr als Splitter des Deutschtums, von denen es noch ungewiß war, ob aus ihnen der Stamm der deutschen Eiche neu erwachsen könne?

Da war nur eins möglich: der Gedanke der religiösen Hingebung an die Pflicht, zu der man durch persönliche Stellung im Volksganzen verbunden war. Das ist es, was Friedrich von sich aussprach und seinen Staatsgenossen in das Gewissen hämmerte¹⁶⁾: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue.“

Aber gerade Friedrich hob dann die Vaterlandsliebe seines Volkes hoch empor über die Linie des Subalternen, der kühlen Berechnung des Nutzens, den eigene Pflichterfüllung verhieß, in die Sphäre des Gefühls der Begeisterung, des freiwilligen Selbstopfers. Der preußische König wurde zum deutschen Helden, der bei Rossbach die renommierten Welschen vom Schlachtfeld scheuchte wie eine Hasenherde. Das war ein so glänzender Sieg, eine so schmachvolle Niederlage der alten Feinde, daß der Jubel darüber durch alle deutschen Lande ging — und im Wonnegefühl des Sieges, im Bewußtsein, diesem Sieger,

14) S. 37.

15) Fester, Friedr. d. Große, Briefe und Schriften, S. 32 ff.

16) Fester, S. 234.

seiner Rasse anzugehören, das deutsche Nationalgefühl wieder erwachte. Arme gedrückte Seele des deutschen Volkes, wie war dir das Vaterland zu einem leeren Begriff geworden, in dem nichts anklang, das dein Herz erhob! Jetzt steht ein Held vor dir, von dem du sagen darfst: er ist unser, und wir sind sein. Und wo immer die engere Heimat liegen mag, über all die bunten Grenzen deutscher Länder hin erschwingt sich der Ruf: Deutschland, Deutschland über alles!

So war es vor allem in Preußen selbst, auch in unserer westfälischen Heimat. Nicht nur die alte Grafschaft Mark stellt freiwillig ihre Söhne zum Heere des Königs! In Ravensberg senden die eigenen Eltern die nach verlorener Schlacht fahnenflüchtig gewordenen Söhne zum König zurück. Und als Gruner auf der Fähre bei Blotho über die Weser fährt, lernt er einen Landmann aus der Gegend kennen, an dem er seine Herzensfreude hat. Der hat seinen Bruder, einen invalide geschossenen alten Soldaten des Königs, auf dem Hofe. „Über ist euch das nicht eine Last?“ „Ach Herr, Sie kennen uns Preußen nicht. Wenn es morgen Krieg gibt und meine Jungen noch nicht groß genug sind, so lasse ich meinen Bruder auf dem Hofe und ziehe mit. Und wenn ich auch lahm werde, so setze ich mich wieder bei meinen Bruder, und wir erzählen uns vom König und vom Kriege. Sehen Sie, so denken wir Preußen.“ Gruner schließt die Erzählung mit den Worten: „Patriotismus ist die ausschließliche Tugend jedes Preußen!“¹⁷⁾

Auf den Bergen der Westfälischen Pforte — der Porta Westfalica — aber feierte Gruner eine Höhestunde patriotischen Empfindens, als er von hier bei leuchtendem Sonnenuntergang den Blick über Berg und Tal in die Weite schweifen ließ¹⁸⁾ über ein Land hin, in dessen Krone er den Edelstein der Treue leuchten sah.

Es sind nicht nur einige wenige oder gar nur die Gebildeten, die begeistert zu dem großen König aufsehen. Nein — er war nur ein kleiner Heuerling jenseits der Ravensbergischen Grenze, der Vater des späteren Gymnasialdirektors Reinert in Lemgo. Er lebte in dürftigen Verhältnissen in Unterwüsten bei Herford, aber er war in jungen Jahren Soldat des großen Königs gewesen. Und das waren Höhestunden, die noch spät in das Leben des zu hohen Ehren ge-

¹⁷⁾ Wallfahrt zu Ruhe und Hoffnung I, S. 149f.

¹⁸⁾ Wallfahrt I, 152f.

kommenen Sohnes leuchteten, wenn der Vater abends nach getaner Arbeit seine Kinder um sich sammelte und ihnen von dem großen Preußenkönige erzählte. „Nie — sagte der Alte — werde die Erinnerung an das große siegprangende Auge des Königs in seinem Gedächtnis verlöschen“, in das er nach der Schlacht von Roßbach gesehen, als der König seine siegreichen Truppen an sich vorüberziehen ließ, um sie nach Leuthen zu führen¹⁹⁾.

Die Gegensätze fordern sich. Und hier bricht ein Gegensatz gegen die nüchterne Art der Aufklärung hervor, der unserem Volke Heil und Segen gebracht hat — es ist die sogenannte Romantik, die wir meinen, die wir besser den „deutschen Idealismus“ nennen. Wilmar widmet dem Worte romantisch eine längere Auseinandersetzung²⁰⁾: es sei eins mit romanisch; zu deutsch welsch. Romant nannten die Franzosen der älteren Zeit ein Gedicht in der romanischen, das heißt französischen Volkssprache, gegenüber lateinischen Gedichten der Gelehrten. Man bezeichnete weiter das Abenteuerliche und Phantastische der französischen Ritterwelt des Mittelalters als romantisch. So kam der Name nach Deutschland, wo man Erzählungen voll wunderbarer Begebenheiten Romante oder Romane nannte. Danach hat Wieland das Wort gebraucht: „Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen, zum Ritt ins alte romantische Land.“ Das Wort romantisch galt als gleichbedeutend mit mittelalterlich und weist — wie wir es heute verstehen — auf die Zeit alter deutscher Reichsherrlichkeit. Ein seltsamer Wandel eines Wortes. Es mag dafür lieber „deutscher Idealismus“ gesagt werden, wenngleich sich die Wortbedeutungen nicht ganz decken, und es sei dabei gedacht an jene inmitten der Aufklärung sich findende, aber ihrer trockenen, rein auf das Nützliche sich richtenden Art ganz entgegengesetzte, dem Idealen auf allen Gebieten sich zuwendende Bewegung, die Quellen wirklicher Kraft erschloß. Auf sie führt sich alles zurück, was noch heute für deutsche Geschichte und Recht, für Volkssage und deutsche Sitte wie Bildung und Sprache geschieht. Deutsches Volkstum schrieb sie auf ihre Fahne. Mit dem allen diente sie aber dem nationalen Gedanken; das „Waterland“ erhob sich aus langer Vergessenheit. Man hält das Wort Waterland für verhältnismäßig jung, für eine Übersetzung des lateinischen patria. Bezeichnend ist, daß

¹⁹⁾ v. Blomberg, Leben Reinerts, 1822, S. 10f.

²⁰⁾ Literaturgeschichte, S. 116.

es zur Zeit der Hohenstaufen, Kaiser Friedrich Rotbarts, zum ersten Male als auf Deutschland angewandt bezeugt ist. Es tritt in der folgenden Zeit ganz zurück. In der gewaltigen Zeitenwende des 16. Jahrhunderts wird es wieder genannt: Ulrich von Hutten gebraucht es.

Wieder tritt es zurück: es ist die jammervolle Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Und als es wieder auftaucht, wendet man es auf die einzelnen deutschen Landschaften an. Aber die deutsche Sprache widerstand dem immer. Sie konnte sich zu der Mehrzahl „Vaterländer“ nicht entschließen, war dem Partikularismus abgeneigt und hielt an dem einen deutschen Vaterland fest.

Und als nun die gewaltige Katastrophe um die Wende des 18. Jahrhunderts erfolgte, da brach, was sie in der Stille gesät, mit Uragewalt hervor und wurde deutsches Gemeingut. Schleiermacher war der religiöse Genius, der aber nicht nur auf religiösem Gebiet ein Neues schuf, sondern auch Herold des nationalen Gedankens war. Er war es auch auf der Kanzel. Berühmt ist seine Predigt über das Herrenwort (Matth. 10, 28): „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten“, die er am Neujahrstage 1807 unter den Augen französischer Aufpaffer in Halle hielt. Sie ist ein Siegeshymnus auf den unzerstörbaren nationalen Gedanken. Als in der Nacht zum 5. Januar 1809 Preußens größter Staatsmann, Freiherr vom Stein, auf einsamem Schlitten, von Napoleon geächtet, der österreichischen Grenze zueilte, da hat er, wie er sagt, an diese Neujahrspredigt gedacht, die er am ersten Tage dieses Jahres mit den Seinigen gelesen hatte. Aus ihren Gedanken schöpfte er Mut und Hoffnung. Und dann, wie deutlich klingen diese Worte vom Fürchten und Nichtfürchten wieder in der Seele eines anderen deutschen Staatsmannes, des größten Konfirmanden Schleiermachers, Bismarcks: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt. Einmal wendet sich Schleiermacher in einer Predigt mitten in jener jammervollen Zeit, da alles verzagte, geradezu an Napoleon²¹⁾: „Ich möchte herausfordern den Mächtigsten der Erde; denn Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt, und zu seinem Beruf wird es sich wieder einstellen mit nicht geahnter Kraft, würdig seiner alten Heroen und seiner vielgepriesenen Stammeskraft. Es wird mit Riesenkraft wieder auf-

²¹⁾ Boelter, Deutscher Glaube, S. 14.

stehen, seine Weltbestimmung zu erfüllen —.“ Zu gleicher Zeit führte Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation aus, wie „alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechts auf eine sittliche Erneuerung“ auf dem deutschen Volke, dem „Volke des Gemüts“, der Innerlichkeit beruhe²²⁾.

Das alles hieß eine eherne Stirn allem entgegenzustellen, das man rings um sich sah. Das hieß hoffen, wo nichts zu hoffen war. Das war deutscher Idealismus.

Welch ein Echo weckte das alles in unserem treupreußischen, altangestammten, klevischen Lande, zu dem unser Ravensberg gehörte! So meinte es unser Möller-Elsen, der in den ersten Oktobertagen 1806 unter dem Strohdach des Wedums von Elsen einen geehrten Gast, den Kanzler Niemeyer von Halle, beherbergte und mit ihm des gehofften Sieges über Napoleon sich freute. Ach, er starb schon nach einem Jahre — nach dem Tilsiter Frieden — an gebrochenem Herzen. Aber da war auch Bährends, der Leiter des Pädagogiums in Meinertshagen²³⁾. Er gab ein Heftchen zu dem ersten feierlichen Schulaktus schon 1787 heraus. Er ist der Meinung, daß „ein Diener der Religion“ sich nicht entweiche, wenn er, nachdem er tausendmal gesagt hat: Tut Buße, auch einmal rief: Sterbt freudig für euer Vaterland. Aber er mahnt dann auch: Erzieht das Volk zur Liebe gegen das Vaterland, zeigt ihm, was es ist um Heimat und Vaterland, und wie der einzelne alles, was er an Leib und Seele ist, nur als Kind seines Volkes ist.

Es kam die Schlacht bei Leipzig und die bei Belle-Alliance. Da deutete Hülfemann aus altem Soester Geschlecht, der nun als Nachfolger Möllers in Elsen waltete, das große Geschehen, dessen Zeuge man war. Er gab 1815 ein kleines Andachtsbuch heraus, die „Siegese Fahne der Deutschen“, und zeigte, wie beides zusammengehöre — der christliche Glaube und der nationale Gedanke. Schon vorher aber hatte der Rektor des Archigymnasiums zu Soest, Seidenstücker, sein Büchlein für die, die ins Feld zogen, geschrieben: „Der heimige Bürger an seinen krieglischen Bruder“ (1814). Der Titel mit seinen neuen Wortbildungen deutet an, daß der Geist des Turnvaters Jahn in Seidenstücker lebendig war. Er schildert, wie der Gallier auf deutschem Boden wütete. „Sammeln werden unsre Schriftner (!), bis sie vollendet haben

²²⁾ Bölter a. a. D., S. 57f.

²³⁾ Vgl. Weddigen, Westf. Mag. 1787, S. 677f.

das Gemälde der Hölle mit allen ihren Teufeln.“ Aber der letzte Grund davon? „Der Franzose war früher in uns, als er bei uns war. Nehme der Deutsche nur wieder den Bissen! Als er den Bissen nahm, fuhr der Satan in ihn. Denn Satan ist auf deutschem Boden der Franzose... Gottlob, der Schlange ist der Kopf zertreten. Der Satan ist in sein Reich zurückgeflohen. Der Tag von Jena ist gerächt, Roßbach strahlt wieder mit Glorie in Deutschlands Geschichte; Leipzigs Sonne hat, was Jenas Unstern verdunkelte, mit der Ewigkeit Feuer wieder erleuchtet. Wir sind wieder Deutsche, wieder frei!“

Das Angeführte mag genügen, den Geist zu kennzeichnen, in dem Führer auf das Volk zu wirken suchten. Und der Erfolg dieser Einwirkung? Er kam in der Notzeit, die Napoleon brachte, ans Tageslicht.

Ach, es kam in dieser Zeit durchaus nicht bloß das Edle und Starke zutage, das in der Edelschicht des Volkes lebte, auch gemeinster Bodensaß, klägliche Feigheit, eunuchenhafte Selbstentmannung. Deutsche Treue hat wohl einen hohen Namen, aber auch immer einen dunklen Schatten bei sich. So stehen in ältester Zeit neben einem Arminius sein Bruder Flavus und sein Oheim Segestes, römische Überläufer, und was die heutige Zeit in Untreue gegen unser Volk, gegen den nationalen Gedanken leistet, macht diese Zeitepoche anrücklich, solange es noch eine deutsche Geschichte geben wird. Aber auch die Napoleonische Zeit leistete das Ihre, und nicht allein in Minden-Ravensberg, sondern überall.

Am 12. September 1807 zog „König“ Jerome in Osnabrück ein. Auf der Vorderseite des Ehrenbogens standen die Worte: „Hieronymus, König von Westfalen, groß durch Regententugenden, mächtig durch die Liebe seines Volks“; auf der Rückseite: „Aus sternloser Nacht entfaltet der schönen Zukunft Morgenröte sich.“ Weißgekleidete Ehrenjungfrauen, schwülstige Reden und Gedichte, Festball und Volksjubiläum taten das übrige. Das mochte doch französische Regie sein²⁴⁾. In Münster wurde dem französischen General ein Ehrendegen zugedacht als Dank für die Rettung aus preußischem Loch. Im „Westfälischen Anzeiger“²⁵⁾ pries ein Dortmunder ein „sehr ähnliches Portrait“ Napoleons für 40 Stüber an. In Neuß huldigte die lutherische

²⁴⁾ Struckmann, S. 170 ff.

²⁵⁾ Januar 1807.

Gemeinde „unserm gloriwürdigsten Monarchen“ Napoleon für eine erwiesene Gnade²⁶⁾. Hattingen, die treue märkische Stadt, wollte auch nicht zurückstehen²⁷⁾: „So gerecht auch unsere Angstlichkeit war, daß wir dem Statthalter des großen Kaisers, dem General Loison, nicht nach Würden aufwarten könnten, so gerührt wurden wir über die gnädige Herablassung und Nachsicht dieses erhabenen Menschenfreundes und die Haltung der französischen Truppen —.“ „Die sämtliche Bürgerschaft hält es für ihre Pflicht, diesem braven Korps dafür ihren innigen Dank auszusprechen und ihre große Hochachtung.“

Noch aber war man im Kriege gegen Napoleon — nicht einmal der Tilsiter Friede war geschlossen —, so war das alles nicht viel weniger als Hochverrat. Die Nachricht von diesem schmachvollen Frieden kam in der Nacht des 14. zum 15. Juli 1807 nach Bünde. Dieser „Friede“ war nicht weniger als das „Versailler Diktat“ (1918) ein Todesurteil über Preußen. Da schallt mitten durch die Nacht das Geläut aller Glocken über die schlafende Stadt, Trompeten und Waldhörner blasen vom Turm: Nun danket alle Gott. Die ganze Bürgerschaft erwacht und strömt auf die Straßen: man sendet den Bläsern und Läufern Branntwein und Butterbrote auf den Turm zu weiterer Betätigung. Hochrufe auf den Kaiser Napoleon schallen aus dem Volksgetümmel: „Gott lohne es dem, der uns den Frieden gab!“ Wohl fährt der Pastor Rothert dazwischen, treibt alles Volk vom Turm, den er verschließt, straft den Rüstler — und wird darüber vor den französischen Gouverneur von Minden, Gobert, zitiert, der ihn scharf anläßt²⁸⁾. Fortan steht er unter genauer Aufsicht. Später und Denunzianten kontrollieren seine Predigten und zwingen zur Vorsicht. Erwähnt sei eine Predigt, die am Napoleonstage, 15. August 1812, gehalten werden mußte. Sie ist sehr vorsichtig gehalten; nur an einzelnen Stellen kann man des Verfassers eigene Meinung merken. Napoleons weltgeschichtliche Bedeutung erkennt sie an.

Immerhin darf man die Bedeutung offizieller Ehrerweisungen für Napoleon und Konsorten nicht überschätzen. Die kluge Technik französischer Behörden ist nicht zu verkennen. Durch Droh- wie Lockmittel, durch „Zuckerbrot und Peitsche“ — je nach der Lage und den Ver-

²⁶⁾ Westf. Anzeiger, 20. Jan. 1807.

²⁷⁾ Westf. Anzeiger, 27. Jan. 1807.

²⁸⁾ Münster, Staatsarchiv XXXV, Nr. 268.

fönlichkeiten — wußte man sein Ziel zu erreichen, die Bevölkerung zu beeinflussen, daß sie tat, was sie sollte. Es blieb doch aufrechter Mut, der sich nicht beugte. Der nationale Gedanke war zu tief unserem alt-preußischen Volke wie in der Mark, so in Minden-Ravensberg, ins Herz gedrungen, als daß er sich leicht hin hätte auslöschen lassen. Schon 1809 sandten die Bauern zu Heepen einen aus ihrer Mitte an den Major Schill nach Berlin, wegen eines Aufstandes zu verhandeln²⁹⁾. Und während man König Jeromes Initialien H. N. auf „Hans Narr“ deutete, stieß man im vertrauten Kreise gern auf den Pastor Frederking (Frederik King, König Friedrich Wilhelm) an. Ein Lieblingslied aber sang von „Napoleon, dem Schustergefellen“. Unvergessen sind die Worte, mit denen Hambach in Hoyel im sonntäglichen Kirchengebete des Kaisers Napoleon gedachte: „Wenn du Napoleon noch länger als Geißel lassen willst, so schone, wo du kannst.“³⁰⁾

Im Jahre 1809 kam eine Anzahl Ravensbergischer Landleute mit vielem Fuhrwerk nach Berlin, um eine Masse von Militärgut abzuliefern. Sie waren 1806 von der preußischen Regierung requiriert worden, das Gut — wohl von Minden — nach Wesel zu fahren. Auf dem Wege ereilte sie die Kunde von Jena. Da fahren sie ihre Last wieder zurück in die Heimat, verbergen sie einstweilen auf ihren Höfen, liefern sie trotz des Befehls der französischen Regierung nicht ab. Aber jetzt machen sie sich auf, ihrem angestammten König und Vaterland sein Eigentum zurückzuerstatten. So berichtet Oberpräsident Sack³¹⁾. Das waren freilich keine Schieber fremden Stammes!

Und das war auch nur ein Schmied, der von den Franzosen beargwöhnt und zum Tode verurteilt wurde. Da reißt er seinen Rock auf: „Schießt mich tot, ihr findet in jedem Blutstropfen den preußischen Adler.“³²⁾

Dann aber brach (1813—1815) der Sturm auch bei uns los, der die Franzosen aus Deutschland bis auf weiteres wegfegte. Freilich auch dann noch konnte ein Katechismus³³⁾ erklären: „Jedes Land, das uns nährt, und worin wir Schutz genießen, ist unser Vaterland“, und

²⁹⁾ Ravensb. Histor. Verein 1897, S. 123.

³⁰⁾ Zeugnisse I, S. 73.

³¹⁾ Ravensb. Bl. 1920, Nr. 11/12.

³²⁾ Mündliche Überlieferung durch Generalsuperintendent Wiesmann.

³³⁾ Pilger, S. 154.

der gleichzeitige und wohl gleichgesinnte Katechismus, der in Bünde gebraucht wurde (1816), fügt hinzu (S. 146): „Wir müssen jedes Land, in dem wir unser Unterkommen finden, als unser zweites Vaterland betrachten, und sind ihm eben dieselbe Liebe schuldig, als ob es unser eigentliches Vaterland wäre.“ Das war ein Rückfall in das Weltbürgertum der Aufklärung.

Mit dem Erwachen des vaterländischen Sinnes erwachte zugleich die Freude an der engeren Heimat, ihrer landschaftlichen Schönheit, ihrer Stammesart und Gewohnheit, ihrer Sprache und Geschichte. Weithin, zumal in Pfarrhäusern, begann man sich mit der Erforschung des Altertums zu beschäftigen. Hier steht der Mindener Rektor Büne-
mann an der Spitze. Er schrieb wohl noch nach damaliger Gelehrtenart lateinisch, und er ging hauptsächlich den Gelehrten nach, ihr Bild zu erneuern, aber es waren doch die Gelehrten der Heimat, die er aus dem Staube der Vergessenheit hervorrief³⁴). Aber bald lernte die Heimatgeschichte deutsch reden. Der gewaltige Aufschwung des deutschen Schrifttums stand vor der Tür. Da verschwanden von selbst Bestimmungen, wie sie noch in den Herforder Schulgesetzen von 1643 enthalten waren³⁵), die deutschsprechenden Schülern Strafen androhten: „Stets und überall haben sie unter sich lateinisch zu sprechen.“ Mit der Aufklärung wandelt die Sprache ihre Art und redet deutsch. Da schrieb auch für die Ungelehrten Hagedorn, Pfarrer in Söllnbeck, seine Ravensbergisch-Herfordische Kirchengeschichte³⁶), Schlichthaber, Pfarrer an St. Simeon, sein „Evang.-luth. Mindisches Prediger-Gedächtnis“³⁷) und seinen Entwurf der Ravensberger Kirchengeschichte (1756), Erd-
sieck seine kurzgefaßte Nachricht von der Herforder Reformation (1745), die der Dr. med. Storch herausgab, der (1748) eine Chronika der Stadt Herford folgen ließ. Culemann aber gab seine „Ravensbergischen Merkwürdigkeiten“ heraus.

Nicht bloß die Vergangenheit suchte man zu erkennen, sondern auch die Gegenwart. Es ist auffällig, wie viele Reisende am Ende des Jahrhunderts ihre Beobachtungen auf Reisen durch Westfalen veröffentlichten³⁸). Es muß schon damals aufgefallen sein; der gleich-

³⁴) Weddigen, Mag. 1790, S. 235f.

³⁵) Hölscher, Progr. 1874, S. 16 und 21.

³⁶) Bielefeld 1747.

³⁷) 1749, 5 Bände.

³⁸) Vgl. Probst, Westfalen in der Kritik des 18. Jahrh., 1912, Diff. S. 16ff.

zeitige Matthias Claudius bezeugt es: „Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen.“ Hier seien nur einzelne Reisende genannt wie Hoche, der Pfarrer von Rödninghausen, der seine Reise durch das nördliche Westfalen beschrieb (1800), Gruners „Wallfahrt zu Ruhe und Hoffnung, eine Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westfalens“ (1802) — er muß in Lemgo sehr verstimmt gewesen sein, was ihm eine Rüge des dortigen Magistrats einbrachte. Erwähnung verdient vor allem die Reise Schwagers durch Westfalen bis an den Rhein (1804), obwohl Probst sie nicht nennt.

So gebührt der Aufklärung allerdings das Verdienst, bedeutungsvoll auf die Heimatkunde gewiesen zu haben. Aber sie hat noch andere Verdienste.

Das Wort Überzeugung kommt in dieser Zeit auf. Es bedeutet eine innerliche Gewißheit, die auf unwiderleglichem Zeugnis im innersten Leben beruht. Es ist klar, daß die Forderung einer eigenen gewissen Überzeugung eine echt protestantische ist und sich letztlich auf die Reformation mit ihrem sola fide zurückführt. Ihr glänzendstes Bild ist der Luther von Worms mit seinem: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“

Aber die Aufklärung hatte die eigene Überzeugung nicht mehr gegen äußere Gewalt zu verteidigen — die konfessionellen Kämpfe waren ausgekämpft —, sie hatte sie auseinanderzusetzen mit den Einwürfen, die aus dem eigenen Innern kamen, sich aus der Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichte erhoben, auch aus der Art des urkundlichen Materials, auf dem nun einmal der Glaube ruht. Die Überzeugung stellte die Forderung unbedingter Wahrhaftigkeit, wollte und konnte sich weder durch Gefühle oder Machtgebote, noch durch irgendeinen Schein über die innere Stimme hinwegtäuschen lassen. Es ist ein männliches Wesen um solche Überzeugung: in ihr erwacht der moderne Wirklichkeitsinn.

Dieser Wirklichkeitsinn, ohne den ein wissenschaftlicher Betrieb wie wissenschaftliches Erkennen überhaupt unmöglich ist, führt fraglos vor schwere Rätsel, erscheint pietätlos gegenüber altväterlichem Erbe und kommt auch durchaus nicht immer zu gesicherten Ergebnissen. Er hat die Theologie gezwungen, vielfach neue Bahnen einzuschlagen, falsche Stützen aufzugeben und der Kritik ihr Recht zuzugestehen. Man denke an die Wortinspiration der Bibel, an Harmonisierungskünste, die den rationalistischen Wundererklärungen nicht viel nachgeben.

Diese Kritik wandte sich auch dem inneren Leben zu. Der Rationalismus machte ein Ende jenen erzwungenen und darum nur halb-wahren pietistischen Gefühlserregungen, die sich im „Bußkrampfe“ und geistlichen Überschwenglichkeiten äußerten, wobei er selbst freilich noch in Pathos und Sentimentalität steckenblieb. Er öffnete die Augen für den wirklichen Zustand der Seele. Seeberg wird recht haben, wenn er sagt³⁹⁾: „Es ist nicht schwer, zu zeigen, daß ein Andachtsbuch wie die ‚Marauer Stunden der Andacht‘⁴⁰⁾ nicht dem Bedarf der christlichen Seele genüge. Aber es darf nicht übersehen werden, daß viele Tausende aus diesem Buche strenge Selbstkritik, ernstes Streben und demüthige Beugung unter den Willen Gottes gelernt haben.“

Es wird auch wohl so sein, daß gerade im westfälischen Charakter, den vielfach nüchterne Einfachheit kennzeichnet, sich eine gewisse Verwandtschaft mit der Aufklärung findet. Freilich treten gelegentlich, landschaftlich verschieden, ganz andere Charakterzüge hervor.

Die Betonung der Selbständigkeit der inneren Überzeugung mußte weiter zu dem Gedanken der Toleranz führen. Gewiß kann man gegen die rationalistische Begründung und Auffassung dieses Gedankens mancherlei einwenden. Es gibt eine echte und eine unechte Toleranz, und die rationalistische ist als eine unechte zu bezeichnen. Die echte Toleranz wurzelt in der christlichen Liebe, die in das Heiligtum des Nächsten nicht mit unfrommer Hand eingreift, Irrtümer des Kopfes nicht dem Herzen zur Last legt und, so sehr sie sich des eigenen Besitzes freut, dem anderen die Freude an seinem Besitze gönnt und beläßt. Die unechte Toleranz ist Gleichgültigkeit gegen den eigenen Glaubensbesitz und entstammt der Ungewißheit, welches der echte unter den bekannten „drei Ringen“ sei.

Die Aufklärung hatte überall den Glaubensinhalt auf ein geringstes Maß zurückgeführt. „Die Religion des honetten Mannes“ war in allen Ländern und Kirchen die gleiche und bestand etwa in einem allgemeinen Gottvaterglauben, wie seine Moral wohl auch nur das ausschied, was der Kavalierehre zuwider war. Auch weithin im Volke erweichte sich der überlieferte Lehrbegriff. Die bisherigen Kirchenschränken fielen in allgemeiner Gleichgültigkeit dahin. Aber darf man diese Gleichgültigkeit Toleranz nennen? Denn tolerieren heißt tragen,

³⁹⁾ Kirche Deutschlands, S. 18.

⁴⁰⁾ von Ischokke.

und hier gab niemand mehr dem anderen durch anderen Glauben zu tragen: man war im Unglauben eins.

So unecht diese Toleranz zu nennen ist, so wertvoll ist es doch andererseits, daß in dieser Zeit die verschiedenen, bis dahin sich oft aufs feindlichste gegenüberstehenden Konfessionen einander näher traten. Es wurde dadurch besonders für unser konfessionell zerrissenes Volk die Möglichkeit eines festen nationalen Zusammenwachsens geschaffen. „So hat die Aufklärung⁴¹⁾ die Spannung der Glaubensrichtungen zuerst nachhaltig gelockert, wenn auch der Vorzug auf Kosten der Tiefe und Innigkeit des religiösen Lebens vielfach erworben wurde.“

In Westfalen wohnten alle drei im Reiche erlaubten Konfessionen in buntem Gemisch. In der Mark und Ravensberg waren durch genaue Erkundigungen seit 1664 die Gerechtsame jeder Konfession festgestellt. Dennoch war die gegenseitige Spannung oft nicht gering. Freilich gab es auch wohl seltsame Versuche, zu einem Ausgleich zu kommen. Der wunderbarste Versuch war in Goldenstadt, einem Städtchen an der Grenze des alten westfälischen Stammgebietes, das eine lutherische und eine katholische Gemeinde, eine gemeinsame Kirche und gemeinsam einen katholischen Priester wie einen lutherischen Küster hatte. Der Priester begann die Messe mit dem Introitus, die Lutheraner folgten mit dem Kyrie, der Priester fuhr fort mit dem Gloria, die Lutheraner antworteten mit dem Liede: „Allein Gott in der Höh“. So wechselten beide Religionsparteien in demselben Gottesdienste miteinander ab. Bei dem Messopfer sahen die Lutheraner untätig zu, sangen dann ein auf den Sonntag bezügliches Lied, währenddem der Priester die Kanzel zu einer Predigt an beide Parteien bestieg. Dieses Simultaneum dauerte unter oldenburgischem Schutz von 1646—1850⁴²⁾.

In Westfalen mußten sich vor allem die beiden evangelischen Konfessionen näher kommen. Im „Westfälischen Anzeiger“ wurde jeder Erweis gegenseitiger Toleranz gebührend gefeiert. Auch hoffte man schon auf die fürstliche Gewalt, die eine Vereinigung herbeiführen werde⁴³⁾. Der Gedanke an eine Union der Reformierten und Evangelischen taucht auf. In unserem Gebiete gab es nur wenige reformierte Gemeinden. Ihr Besitzstand wurde nicht angegriffen, ihre Geistlichen saßen auch

⁴¹⁾ Dietrich Schäfer, Deutsche Geschichte II, S. 240.

⁴²⁾ Daniel, Leipzig 1879, 4, S. 411.

⁴³⁾ Vgl. Lampmann, Dissertation im Wittener Jahrbuch 1915, Bd. 28, S. 97 ff.

in den Kirchenbehörden, denen die Regierung der lutherischen Kirche anvertraut war! Da war nirgends Ursache zum Klagen.

Aber die Aufklärung förderte überhaupt den kulturellen Aufstieg auch unseres Landes.

Zu bekannt, als daß es wiederholt zu werden brauchte, ist das abschreckende Urteil, das man vom 16. bis 18. Jahrhundert im übrigen Deutschland über Westfalen gern von Mund zu Mund weitergab. Man hat den Gründen dieses Urteils nachgeforscht und untersucht, ob man es nicht mit einem Fehlurteil zu tun habe. Im Jahre 1912 wurde in Münster eine Dissertation veröffentlicht, die den bezeichnenden Titel führt: Westfalen in der Kritik des 18. Jahrhunderts⁴⁴⁾. Auf sie sei hier verwiesen⁴⁵⁾. Aber man darf doch auch wohl betonen, daß von je der Partikularismus der deutschen Stämme es liebte, sich durch allerlei Nachreden für das zeitweilige Übergewicht einzelner Stämme zu rächen. Daher der Spott über das späte Klugwerden der Schwaben, die wahrlich an geistiger Begabung keinem Stamme nachstehen, aber unter den staufigen Kaisern der in Deutschland herrschende Stamm waren. Daher wohl auch noch heute allerlei süddeutsche Bezeichnungen für preußisches Wesen. Nun hatten die Westfalen in dem mächtigen Städtebunde der Hanse eine führende Rolle. Sie waren die Träger der Germanisierung in ostelbischen Landen. Die Städte am Ufer der Ostsee, von Lübeck an, wurden nach westfälischem Stadtrecht gegründet; in ihren Ratsstühlen saßen überall Männer westfälischen Blutes. Und nahm der Deutsche Orden aus dem ganzen Reiche seine Mitglieder, so sah er sich doch genötigt, den westfälischen Rittern eine gesonderte Stellung im baltischen Schwertritterorden zuzugestehen, in dem nur sie Aufnahme fanden. Dazu kam die westfälische Behme, die noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts weithin Furcht und Schrecken verbreitete. Da konnte der Gegenschlag nicht ausbleiben: man rächte sich durch beißenden Spott.

Immerhin soll nicht geleugnet werden, daß er mancherlei Anlaß fand. Es fehlte immer bei uns ein weitblickendes Herrschergeschlecht mit größerem Herrschaftsbereich, das sich als Mittelpunkt einer Kulturbewegung hätte ansehen können und wollen: Es fehlte eine Universität! Gering war der Trost: Zwar fehlt in Westfalen eine Universität, aber

⁴⁴⁾ Paul Probst.

⁴⁵⁾ Vgl. auch d'Estier, Zeitungswesen Westfalens.

keiner Universität fehlt es an Westfalen. Noch geringer der, daß es hier einige höhere Schulen gab, die sich Archigymnasien nannten und in ihren oberen Klassen sich ein akademisches Aussehen gaben. Geistiges Leben fand nur geringe Pflege. Die alten Städte, die einst in der Hanfa große Reichtümer angesammelt hatten und in ihren alten Bauten noch heute von verschwundener Pracht und Kunst zeugen, waren tief heruntergekommen. Soest galt als das große Dorf Westfalens, aber Dortmund, Herford u. a. waren nicht anders. Zumal die geistlichen Länder standen tief unter dem Durchschnitt in allem, das man in weitestem Sinne zur Kultur rechnen kann. Das Bistum Münster erlebte erst unter von Fürstenberg gegen Ende des 18. Jahrhunderts einen bemerkenswerten Aufschwung. Von Paderborn ist es besser, nichts zu sagen. Das Schwergewicht deutscher Kultur hatte sich seit der Reformation nach Osten verlegt. Daher mußten auch die westfälischen Länder, die mit dem Osten in engerer Verbindung oder staatlicher Gemeinschaft standen wie Minden=Ravensberg unter dem segensreichen Szepter der Hohenzollern, am frühesten von der neuen Kulturbewegung ergriffen werden. Schon früh drängte sich der Unterschied zwischen den preußischen Gebieten Westfalens und denen, die noch unter dem Krummstab standen, auf, wie die zahlreichen Reisebeschreibungen aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts beweisen.

So schreibt ein Freiherr v. R. über unser Land⁴⁶⁾: „Sobald man aus der Grafschaft Ravensberg in das Hochstift Münster kommt, bemerkt man eine frappante Abnahme an Wohlstand, Heiterkeit und Industrie. Der preußische Bauer sieht munter und kultiviert aus, sein Auge verrät Geist und Bewußtsein seines Wohlstandes.“ Ebenso rühmen Hoche und Gruner in ihren bekannten Reisebeschreibungen den Ravensberger⁴⁷⁾. Schwager aber gibt eine ausführliche Charakteristik des Ravensberger Bauern⁴⁸⁾, in der es an allerlei Schatten zwar nicht fehlt, aber die Lichtseiten überwiegen. Auch nach ihm steht der Ravensberger hoch über seinen Nachbarn an Fleiß, Intelligenz und Kultur. Was aber von Ravensberg gesagt wird, gilt auch von Minden⁴⁹⁾. Um so heller strahlt das Bild der Minden=Ravensberger, wenn man sie etwa mit den Insassen der Stifte Paderborn und

⁴⁶⁾ Probst, Dissertation, S. 30f.

⁴⁷⁾ Vgl. Probst a. a. D., S. 35ff. und 42ff.

⁴⁸⁾ Westf. Mag. 1786, S. 49ff.

⁴⁹⁾ Probst a. a. D., S. 31.

Münster vergleicht, wie das Schwager z. B. in seinem „Versuch einer Schuttschrift für die Westfälinger“ tut⁵⁰⁾.

Erwähnenswert ist das Urteil Friedrichs des Großen über Minden-Ravensberg⁵¹⁾. Er fand, daß die Erziehung sogar des Adels „ein wenig grob“ sei. „Sie hat den Bewohnern des Landes nicht den Schliff gegeben, den man im Verkehr mit der Welt gewinnt; aber sie haben ein höheres Talent, und das besteht darin, daß sie sich dem Vaterlande nützlich machen.“ Später rühmt er von den Minden-Ravensbergern⁵²⁾: „Sie haben Geist und sind das beste Volk der Welt, arbeitsam, gewerbstätig und treu.“ Er rühmt an ihnen, daß sie im Siebenjährigen Kriege freiwillig zu den Waffen geeilt seien, für das Vaterland zu kämpfen. „Was haben die alten Römer Schöneres getan?“

Der Ravensberger aber vergalt diese gute Meinung allzeit seinem Könige. Er hat — so berichtet Weddigen⁵³⁾ — „ein unbeschränktes Zutrauen zu seinem Könige“.

Neuerdings hat man gelernt, auf das Schrifttum einer Zeit zu achten, zumal auf das periodisch erscheinende, um daraus Schlüsse für die Beurteilung ihres Kulturstandes zu gewinnen. Gewiß darf es dabei nicht an Vorsicht fehlen. So glaubte man ein Rietbergisches „Journal“ entdeckt zu haben, das 1793—1795 erschienen sei. Aber die Nachforschung ergab, daß es sich um ein „Landkassenjournal“ handelte, das denn wohl etwas ganz anderes ist als eine Zeitung⁵⁴⁾. Die erste periodische Zeitung Westfalens, von der wir Kunde haben, erschien schon im Jahre 1630, und zwar in Herford⁵⁵⁾. Diese Nachricht verdanken wir P. Fl. Weddigen, dem unermüdliehen westfälischen Historiker, von dem noch mehr zu sagen sein wird⁵⁶⁾. Später reichten die Druckereien im Lande zwar längst nicht an die berühmte Meyersche

⁵⁰⁾ Probst a. a. O., S. 80 ff; vgl. Gruner, Wallfahrt, S. 159 und 163 ff.

⁵¹⁾ Probst, S. 95 ff.

⁵²⁾ Probst, S. 96.

⁵³⁾ Mag. 1786, S. 74.

⁵⁴⁾ d'Estér, S. 15, Anm.

⁵⁵⁾ d'Estér, S. 36.

⁵⁶⁾ Vgl. Weddigen, Beschreibung Ravensbergs und Neues fortgesetztes Mag. 1798, I, S. 66 ff.

Druckerei zu Lemgo, das man deswegen „das westfälische Leipzig“⁵⁷⁾ genannt hat. Aber die Nähe dieser Stadt konnte nicht ohne Einfluß auf unser Land bleiben.

Die Aufklärung, der die Religion in der Moral zum größten Teil aufging, schuf sich als geeignetes Werkzeug die sogenannten „moralischen Wochenschriften“. Eine solche war das in Lemgo 1753/54 erscheinende Blatt „Westfälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmacks und der Sitten“⁵⁸⁾. Zu ihren Mitarbeitern gehörte u. a. Florenz Arnold Consbruch⁵⁹⁾, der auch als Dichter einen Namen hatte⁶⁰⁾. Schon vor diesem Lemgoer Blatt erschien seit 1746 in Minden ein Wochenblatt: „Nützliche Sammlung“, das 1756 den Titel annahm: „Mindische Beiträge zum Nutzen und zum Vergnügen“⁶¹⁾. Unter seinen Mitarbeitern erscheinen P. Fl. Weddigen und Schwager.

An diese moralischen Wochenschriften mögen sich hier die mehr oder weniger gelehrten Zeitschriften reihen, weil hier ein ravenbergischer Name zu nennen ist, der unserem Lande zu hoher Ehre gereicht, indem wir die sogenannten „Intelligenzblätter“ ganz beiseite lassen⁶²⁾. Der Name, der hier zu nennen ist, ist der des Peter Florenz Weddigen. Über ihn dürfen wir wohl etwas weitläufiger werden.

P. Fl. Weddigen ist 1758 in Bielefeld geboren, wo sein Vater Kaufmann war⁶³⁾. Auf der Universität Halle, die damals von Westfalen aus fleißig besucht wurde, theologisch vorgebildet, trat er 1781 eine Lehrerstelle an dem Gymnasium zu Bielefeld an und wirkte hier bis 1793, wo er Pfarrer in Buchholz im Fürstentum Minden wurde, um schon 1797 die Pfarrstelle in Kleinbremen zu übernehmen. Er hatte wohl in Halle den Grad eines Magisters erworben und durfte sich daher Dr. phil. auf dem Titelblatt seiner Veröffentlichungen nennen. Wissen wir darüber nichts Genaueres, so wissen wir um so bestimmter, daß er ein mit mehr als Durchschnittsbildung ausgestatteter Mann war.

57) d'Estér, S. 95.

58) d'Estér, S. 51 ff.

59) Geb. in Bielefeld 1724.

60) d'Estér, S. 71 ff.

61) d'Estér, S. 74.

62) Vgl. das Urteil Reinerts, des Lemgo-Soester Gymnasialdirektors, über sie in v. Blomberg, Das Leben Reinerts, S. 131 ff.

63) Handbuch, S. 24 f.

Was er als Pfarrer in seinem geistlichen Amte geleistet, steht dahin; um so klarer liegt zutage, daß er sich als Heimatschriftsteller um Westfalen wohlverdient gemacht hat. Er darf getrost neben den Märker v. Steinen gestellt werden, so sehr er sich in der Art seiner Betätigung von ihm unterscheidet. War v. Steinen ein mehr selbständiger Forscher, der, was er selbst fand, mitteilte, so hatte Weddigen die Gabe, in weitere Kreise zu wirken, Mitarbeiter zu finden, jedem unter ihnen sein Bestes zu entlocken und ihm die Möglichkeit zu geben, es der Mitwelt darzubieten. Lebte v. Steinen mehr in der geschichtlichen Vergangenheit, so lagen Weddigen die kulturellen Zustände seiner Gegenwart mehr am Herzen. War v. Steinen mehr Historiker, so ist er Publizist. Er gründete jene Zeitschrift, die er unter verschiedenen Namen von 1784 bis 1806 herausgab⁶⁴).

Er gab heraus 1784—1788 (vier Bände zu je vier Hefen) ein „Westfälisches Magazin zur Geographie, Historia und Statistik“, 1789—1792 das „Neue westfälische Magazin“, im Jahre 1798 das „Neue fortgesetzte westfälische Magazin“ und von 1800—1806 den „Westfälischen Nationalkalender zum Nutzen und zum Vergnügen“. Diese „Kalender“ unterscheiden sich vom „Magazin“ nur wenig: man darf beide Arten von Büchern getrost zusammenstellen und darf sie als eine Fundgrube zum wenigsten für die Wirtschafts-, Kultur- und Geistesgeschichte ihrer Zeit ansprechen.

Der Verfasser fand um seiner gemeinnützigen Tätigkeit willen in einer Zeit, die das Gemeinnützige im Munde führte, weithin Anklang. Auch der König billigte und erkannte das Verdienst des Verfassers an. Er durfte eins seiner Bücher auch der allverehrten Königin Luise widmen. Er darf sich auf die Anerkennung der gelehrten Welt berufen. Selbst die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ eines Friedrich Nicolai kargte mit ihrem Lobe nicht. Er hatte eine Reihe von Mitarbeitern, deren Namen noch heute mit Ehren genannt werden, wie Justes Möser, Kortum, Dichter der Iobsiade, Büsching, Klostermeyer, Schwager, den Prediger von Jöllenbeck, Nonne und Seidenstücker, die Direktoren der Schulen von Soest und Lippstadt u. a. Er war unermüdet im Werben neuer Freunde in Westfalen und am Nieder-

⁶⁴) Vgl. über die Zeitschrift Becker, Die Anfänge der Tagespresse in Dortmund in Beiträge zur Gesch. Dortmunds 1902, XI, S. 104 ff. und d'Ester, Das Zeitungswesen in Westfalen, Münster 1907, S. 103 ff.

rhein, die zu suchen er auch die Kosten weiter Reisen nicht scheute. Er rühmt auch die Treue der Freunde, die sich an seiner Zeitschrift erfreuten und sie weiter empfahlen. Unter ihnen sei ein Friedr. Abrah. Strauß, der mit Recht noch heute nicht vergessene originelle Pfarrer von Herlohn, genannt, der auf sechs Exemplare abonniert war.

Er nennt auch das Publikum, für das er schrieb, „ehrwürdig“. Aber er hat auch wohl einmal den Schalk im Nacken. Jedenfalls ist es durchaus nicht immer Freude, was er an dem ehrwürdigen Publikum erlebt. In dem „Vorbericht“ zum Neuen Magazin (1789) erwähnt er das Urteil eines „auswärtigen Gelehrten“, daß „auch die gemeinnützigste Schrift nicht drei Jahre in diesen Gegenden (Westfalen) Freunde, Beförderer, Liebhaber finden werde“. Ob dieser Gelehrte nur fingiert ist und seine eigene Meinung ausdrückt? Man könnte auf den Gedanken kommen, weil sein erstes Magazin nur wenige Jahre bestand. Aber er betont um so mehr, daß sein Vertrauen unerschütterlich sei. Wiederum ist es ein anderer, der sein Urteil über die Stimmung selbst der Vaterstadt Weddigen gegen sein Werk ausdrückt, das Magazin sei ein Dorn in ihren Augen: „man ergreife gern jede Gelegenheit, Herrn Mag. Weddigen seine schwere Hand fühlen zu lassen“, der „sich zum Kriechen bei dem Senatu populoque Bielefeldiano nicht bequemen will“⁶⁵). Schlimmer noch ist der den Nerv des Unternehmens lähmende Kampf um das Einkommen der Bezugsgelder. Weddigen spann keine Seide bei diesem Geschäft, er muß sogar bitten, die Briefe an ihn zu frankieren. Ja, „die Buchhandlung der Gelehrten“ in Dessau geht mit den Verlagsgeldern durch.

Den schlimmsten Lohn aber erntete er bei denen, die sich von seiner Darstellung getroffen fühlten. Auch Weddigen, obwohl ein toleranter Mann voll Schonung für andere, mußte schon einen Prozeß erleben. Ein Artikel hatte in etwas spöttischem Ton über die Gelehrsamkeit des Bibliothekverwalters des Klosters Marienfeld geredet, der die Allgemeine Deutsche Bibliothek Nicolais nicht gekannt hatte. Das nahm man im Kloster gewaltig übel. Die Sache gedieh bis an das zuständige Gericht in Bielefeld. Weddigen wurde der Beleidigung für schuldig befunden und u. a. in die Kosten des Prozesses verurteilt. Er nennt das gerichtliche Verfahren gegen ihn „den seltsamsten Prozeß des 18. Jahrhunderts“ und spottet, dieses Urteil ziehe einen großen

⁶⁵) Neues Mag. III, S. 363 Anm.

Juristen aus dem obscuro⁶⁶). Noch verhängnisvoller für seine Pläne konnten einige Ausführungen über die damaligen Zustände des Paderborner Landes werden⁶⁷).

Da mag er sich denn wohl einmal vorgekommen sein wie einer der alten Helden der Sage, die mit Drachen zu kämpfen hatten. Aber er erlahmte nicht. Immer wieder erschien er auf dem Plan. Er wechselte nach schweren Erfahrungen wohl den Namen seiner Zeitschrift, aber innerlich blieb sie dieselbe, und es blieb seine Treue gegen die Heimat, auch wenn sie undankbar die Güter nicht begehrte, die er ihr bot.

So hat er es erreicht, daß sein Name noch heute in Westfalen mit Ehren genannt wird, und daß die heutigen Heimatfreunde an ihn zu weisen sind, aus dessen Zeitschriften eine Fülle von Nachrichten uns zufließt. Er bietet eine Materialiensammlung zur westfälischen Geschichte — zwar nicht so geordnet wie von Steinens Westfälische Geschichte, aber, wer vieles bringt, wird allen etwas bringen. Er bietet aus der Feder vertrauenswürdiger Schriftsteller Beiträge zur alten Westfälischen Geschichte. So schrieb ein Terlingen die Geschichte des Soestischen Walburgisklosters⁶⁸). Wichtig sind noch heute die Ausführungen über Labadies Auftreten in Herford⁶⁹). Er kennt den Kämpfer gegen den Hexenwahn, Friedrich v. Spee, freilich nicht dessen Vorgänger, den klevischen Hofarzt Weyer und den Heidelberger Professor Hermann Wilcken aus Neuenrade⁷⁰). Er kennt und schätzt auch v. Steinen⁷¹).

Aber dankbarer als für das alles sind wir für die Einblicke, die er uns in seine eigene Zeit tun läßt. Es ist die Zeit, in der ein wirtschaftlicher Aufschwung sich spüren ließ: daher spielt der „Fabrikenzustand“ eine große Rolle, ebenso wie der Bodenreichtum an Mineralien, Heilquellen, Kohlen, aber auch die Lage der Bauern. Es ist vor allem die Zeit der „Aufklärung“. Daher der Kampf auf kirchlichem Gebiete um Bibel und Gesangbuch, Predigt und Liturgie, synodale Verfassung und Verlegung der Kirchhöfe; daher auch der Kampf gegen den Aberglauben.

⁶⁶) Neues Mag. I, S. 167; Heft 5: Rekapitulation; III, S. 361 ff.

⁶⁷) Neues Mag. I, S. 175 ff.

⁶⁸) Mag. II, S. 280 u. IV, S. 313.

⁶⁹) Kalender 1804.

⁷⁰) Mag. III, S. 475.

⁷¹) Mag. III, S. 665.

Es ist ein buntes Gemenge von sehr verschiedenartigen Dingen, die in seinen Schriften sich vor dem Leser ausbreitet. Es fehlt auch an Scherzen nicht, so wenig wie an niederdeutschen Liedern, alten Volksliedern⁷²⁾. Auch in das Innere der Volksseele läßt er Blicke tun. So gibt Schwager eine eingehende Charakteristik des Ravensbergischen Bauern⁷³⁾. Die soziale Stellung des Judentums tritt in den häufigen Statistiken über das gewerbliche Leben klar heraus: es werden darin „die Judenkrämer“ besonders gezählt.

Die genannten Zeitschriften sind nicht die einzigen Veröffentlichungen Weddigens. In engem Zusammenhang mit ihnen stehen noch drei andere. Zuerst die „Historisch=geographisch=statistische Beschreibung der Grafschaft Ravensberg“, zwei Bände, Leipzig 1790, mit einer Karte von Ravensberg und einem Kupfer, das einen ravensbergischen Bauernhof darstellt. Das Buch gibt zuerst die Geschichte der Grafschaft, viel Material aus dem wirtschaftlichen Leben, das zum Teil aus dem Magazin entnommen ist, führt in die kirchliche Verfassung ein und zählt eine große Reihe ravensbergischer Gelehrter auf, u. a.: Sobelinus Person, Meinders, Kleinsorgen, Bredebeck, Engelbrecht, Matthias Dreckmann. Der zweite Band führt in die Geschichte Bielefelds und Herfords, schildert die vier Ämter der Grafschaft und druckt dann die Monumenta Ravensbergensia von Meinders ab und übermittlelt damit sehr wertvolles Material. Zum Schlusse kommen Beiträge zum Ravensbergischen Idiotikon. — Diese kurze Inhaltsangabe mag genügen, den reichen Inhalt des Buches anzudeuten.

Es folgt zweitens „Das Handbuch der historisch=geographischen Literatur Westfalens“, Bd. I (mehr ist nicht erschienen), Dortmund, Mallinkrodt, 1801. Es will eine Übersicht über das gesamte Quellenmaterial geben, das bei einer Erforschung westfälischer Geschichte zugrunde zu legen ist. Auch hier hat v. Steinen ihm den Weg gewiesen in seinen „Quellen der Westfälischen Geschichte“⁷⁴⁾. Auf diese Quellenkunde v. Steinens weist Weddigen in der Vorrede seines Werkes ausdrücklich hin. Dennoch darf letzterer ebendort sagen: „Wer zuerst einen ungebahnten Weg betritt, geht nicht so ruhig und sicher, als der, welcher sich dieselben von andern vorher hat bahnen lassen.“ Denn v. Steinen beschränkte sich in der Hauptsache auf „ungedruckte

⁷²⁾ Kalender 1804, S. 219: Ik sah minen Heren van Falkenstein.

⁷³⁾ Mag. II, S. 49 ff.

⁷⁴⁾ Dortmund, Bädeker, 1741.

Geschichtsbücher“ und auf das Gebiet der Grafschaft Mark. Weddigen aber möchte alles beibringen, was zur Erforschung westfälischer Geschichte überhaupt dienen kann. Er gibt zuerst eine Übersicht über „Allgemeine Schriften“, die ganz Westfalen umfassen, und dann über die „Besondern Schriften“, die in die Spezialgeschichte einzelner Gebiete einführen⁷⁵⁾. Merkwürdigerweise fehlt hier die Herford-Ravensbergische Geschichte von Hagedorn⁷⁶⁾.

Auch in dem dritten Buche: „Paderbornische Geschichte“, Lemgo 1801, weiß Weddigen sich durchaus als Fortsetzer der v. Steinenschen Bestrebungen. Er nennt es geradezu „J. D. v. Steinens fortgesetzte Westfälische Geschichte“ und reiht es den ersten vier Bänden v. Steinens als fünften Band an.

Ist auch das Format des Buches dem v. Steinenschen Werke entsprechend, so ist doch die innere Einrichtung insofern verschieden, als es, an Schatens Annalen sich eng anschließend, die Paderbornische Geschichte in fortlaufender Erzählung gibt. Weddigen sagt auf dem Titel, das Buch werde von ihm „herausgegeben“, und in der Vorrede, daß diese Bearbeitung Schatens von einem Freunde herrühre, „den ich zu nennen keinen Beruf habe“. Er spielt mit diesen Angaben wohl etwas Komödie. Wer hätte diese Arbeit über sich nehmen sollen, als allein er selbst! Teile dieser Paderbornischen Geschichte sind schon im Neuen wie im Neuen fortgesetzten Magazin veröffentlicht⁷⁷⁾.

Endlich sei noch erwähnt, daß Weddigen auch Dichter war. Er zeigt selbst⁷⁸⁾ „Geistliche Oden und Lieder“ an. Das Heftchen⁷⁹⁾ ist wohl verschollen. Die Lieder waren mit Kompositionen von Müller in Rinteln versehen. Sie werden im Sinne jener Zeit verfaßt gewesen sein. Requiescant in pace. Die Sammlung, die 1801 in zweiter Auflage erschien, ist in den Niederrheinischen Blättern Aschenbergs⁸⁰⁾ empfohlen.

Aus allem, was Weddigen uns hinterlassen hat⁸¹⁾, leuchtet seine glühende Heimatliebe. Zwar hat er es auch an Tadel heimischer Ver-

⁷⁵⁾ Schauenburg, Lippe, Paderborn, Münster, Ravensberg, Mark, Dortmund.

⁷⁶⁾ Bielefeld 1747.

⁷⁷⁾ Handbuch, S. 77.

⁷⁸⁾ Neues fortgef. Mag., Heft 2, blauer Umschlag.

⁷⁹⁾ 154 Seiten stark in Oktav.

⁸⁰⁾ I, S. 437.

⁸¹⁾ Er starb 1809; d'Ester, S. 114.

hältnisse nicht fehlen lassen⁸²⁾. Aber gerade darin erweist er die rechte Liebe, die den Geliebten fleckenlos sehen möchte. Im Dienste dieser Liebe hat er am wenigsten sich selbst geschont. Er muß auch geldliche Opfer gebracht haben, vor allem hat er seine persönliche Kraft ganz in den Dienst der Heimat gestellt. Unter den Heimatschriftstellern leuchtet sein Name als ein Stern erster Größe.

Weddigen war bei dem allen zunächst Lehrer am Gymnasium zu Bielefeld. So mag hier noch ein wenig über die Schulen in Minden-Ravensberg folgen.

Die Frage nach der Kultur eines Landes ist die Frage nach seiner Schule. War im Mittelalter die Kirche Trägerin aller Kultur, so ist sie es auch gewesen, die die Schule ins Leben rief. Aber es kam die Zeit, in der die von der Kirche geschaffenen und gepflegten Künste, wie die Bau- und darstellende Kunst, Musik u. a., selbständig wurden, sie wurden weltlich nach den Objekten ihrer Darstellung wie nach ihren Zwecken und Methoden; so geschah es auch mit der Schule. Die Aufklärung war es, die das Band lockerte, das Kirche und Schule verband. Sie führte im politischen Leben zum aufgeklärten Absolutismus und übertrug dem Staate die Oberhoheit über alle Gebilde, die sich in seinem Bereiche fanden. Die Kirche selbst wurde — völlig säkularisiert — eine Staatsdomäne, in der er unbestritten herrschte. Das Episkopalssystem wurde vom territorialistischen System abgelöst. Das Wachstum der Staatsmacht wurde für die Schule zum Heile. Friedrich Wilhelm I., der eigentliche Begründer des preußischen Staatsgedankens, ist mit Recht „der Vater des preußischen Volksschulwesens“ genannt worden⁸³⁾. Friedrich der Große pflegte die Schöpfung seines Vaters, indem er sachverständige Männer an die Spitze stellte. Seitdem hat der preußische Staat dieses Sorgenkindes nicht vergessen. Freilich mit einem Schlage war hier nicht zu helfen. Es galt ein ganz Neues zu pflügen, der Schule zu selbständigem Leben zu verhelfen, Ideen und Vorschläge, die in der reformfreundigen Zeit wie Pilze aus der Erde wuchsen, zu prüfen, einen Lehrerstand zu begründen, den es bis dahin, wenigstens für die Volksschule, kaum gab, und ihn mit dem nötigen Rüstzeug für seine Arbeit auszustatten. Natürlich drückte die Aufklärung der Schule nach Wesen, Zweck und Methode ihren

⁸²⁾ Vgl. Hist.-geograph.-statist. Beiträge, S. 55 f., Jostes Trachtenbuch, S. 119 f., d'Estér, S. 112.

⁸³⁾ Märkische Jubelschrift 1909, S. 272.

Stempel auf: sie wurde ihr zu einem „Tempel der Humanität“⁸⁴⁾, in dem der Lehrer eines priesterlichen Amtes waltete und nicht nur allerlei Wissen pflegte, sondern auch die Ideale, die ihn selbst erfüllten, in die kindlichen Herzen legte, in dem aber die Pflege des religiösen Lebens stark zurücktrat.

Hier ist zuerst von den sogenannten Lateinschulen zu handeln. Es gab ihrer in Westfalen eine große Anzahl, auch in unserem Gebiete. Sie hängen meist irgendwie mit den mittelalterlichen Stiftsschulen zusammen, die es bei uns in Minden, Herford, Bielefeld, wohl auch in Lübbecke, Levern, Quernheim gab. Aber sie werden durch die Reformation meist städtische Schulen, denn Luther hatte den Ratsherren deutscher Städte gewaltig in das Gewissen geredet. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts waren sie sämtlich einer scholastischen Verknöcherung verfallen, an der auch der Pietismus wenig geändert hatte. Sie waren, wie Pestalozzi einmal sagt, „mehr Erstickungs- als Erziehungsanstalten“⁸⁵⁾. Es fehlte an jeder erzieherischen Kunst und Übung. Vor allem machte eine barbarische Schulzucht die Schule zu einer Qual für Lehrer und Schüler. Die Lehrer waren nicht für ihren Beruf vorgebildet: man behalf sich mit Kandidaten der Theologie, für die das Schulamt nur die gebräuchliche Brücke zum Pfarramt war. Die Schule war ihnen „eine Art Sibirien, wohin sie auf einige Jahre verbannt waren“⁸⁶⁾. Die Gehälter waren sehr gering. Die obere Leitung der Schulen lag in den Händen von Scholarchen, die dazu oft wenig ausgebildet waren. Wie hoch die Schulen im Gefüge des öffentlichen Lebens eingeschätzt waren, geht schon aus den gebräuchlichen Benennungen der Lehrer hervor, die dem Handwerk entnommen waren. Der Vorsteher oder eigentliche Inhaber des Schulamts, der oft nur auf bestimmte Jahre angenommen war, war der „Schulmeister“, der sich die Kollegen als „Schulgesellen“ nahm, wo er sie fand.

Gegen das alles erhob sich die Aufklärung. Sie kam im Gewande eines Neuhumanismus, der nicht tote Sprachen lehren, sondern den Geist des klassischen Altertums erwecken wollte. Im Frieden von Hubertusburg (1763), der den Siebenjährigen Krieg beendigte, ging die Morgenröte auf, die eine bessere Zukunft der deutschen Jugend versprach. Es folgte eine lange Friedenszeit, die weithin den Wohl-

⁸⁴⁾ Zimmer in Deutsches Volkstum II, S. 312.

⁸⁵⁾ Natorps Leben, S. 55.

⁸⁶⁾ Nonne; vgl. Leben Nonnes von Möller, S. 70.

stand mehrte und für erhöhte Kulturforderungen die Mittel brachte. Es setzt die bekannte schulreformerische Bewegung des Philanthropismus ein, auf die hier nicht näher einzugehen ist, da wir ihr auf westfälischem Boden nicht begegnen.

Auch bei uns wollte man es nicht beim alten belassen. Man teilte die philanthropische Kritik an dem bisherigen Schulwesen, aber der zutage liegende Mißbrauch dessen, das an dem klassischen Altertum der Welt gegeben ist, veranlaßte nicht, diesen Schatz als unnützlich zu verwerfen. Man hielt an dem Worte fest: „Die klassische Welt ist das eigentliche Heimatland aller wahren Bildung und echten Humanität.“⁸⁷⁾

Hier wären als westfälische Pädagogen zu erwähnen Nonne in Lippstadt, Reinert in Lemgo und Soest, Seidenstücker in Soest. Gedacht aber sei vor allem des Gotthilf August Hoffmann in Bielefeld. Er kam, wie viele Philologen, aus der Provinz Sachsen zu uns, Hoffmann allerdings über Dortmund (1751—1758). Während seine Bemühungen vor allem der Schule galten, wirkte er doch zugleich anregend und fördernd auf alle Kreise der Stadt. War er doch eifriger Mitarbeiter an der zu Lemgo erscheinenden moralischen Wochenschrift, den „Westfälischen Bemühungen“. Er zog sich dadurch allerdings auch allerlei Feindschaft zu; denn nicht immer waren die Gekränkten so vernünftig wie der Dr. Clauder. Als sich seine Tochter Julia durch einen Aufsatz über „lächerlichen Stolz“ gekränkt fühlte, sagte ihr der Vater: „Wenn sich meine Tochter getroffen findet, so muß sie sich bessern“, und lud den Schriftsteller auf ein Gericht Fasanen ein⁸⁸⁾. Erwähnt sei noch von ihm, daß er als erster nicht mehr den schwarzen theologischen Mantel, sondern einen „couleurten“ Rock trug. Auch die blauen Mäntel der Schüler ließ er eingehen, außer bei den Kurrendesängern⁸⁹⁾.

Auch August Christian Vorbeck kam (1780) aus Sachsen, gereichte aber seiner Heimat nicht zur Ehre. Er war, wie man in Bielefeld sagte, *ad vastandam scholam natus* geboren zur Verwüstung der Schule⁹⁰⁾. Man war froh, als er 1789 als Professor der Eloquenz nach Duisburg ging. Er hinterließ in der Schule noch 22 Schüler. In Duisburg schrieb er eine Geschichte der klevischen Länder (1800), die

⁸⁷⁾ Rahnis, Innerer Gang des Protest. I, S. 297; vgl. S. 304.

⁸⁸⁾ Weddigen, Mag. 1789, S. 183f.

⁸⁹⁾ Bielefeld, Gymnas. Festschrift 1908, S. 34.

⁹⁰⁾ Bielefeld, Festschrift des Gymnasiums 1908, S. 42.

unter ihren Subskribenten keinen einzigen Ravensberger aufweist. Unter ihm als Rektor arbeitete nicht erfolglos der schon genannte Peter Florenz Weddigen⁹¹⁾. Im Jahre 1804 wird das Gymnasium unter dem Direktor Dr. Kuhkopf als eine „sehr gute Schule“ bezeichnet⁹²⁾.

Das Gymnasium zu Herford war von alten Zeiten her reich ausgestattet. An die beiden alten Stiftungen — das Dwersghe Kollegium und das Stipendium Amplonianum — reihte sich nach der Reformation eine ganze Reihe neuerer⁹³⁾. Seine Stätte hatte es in dem alten Augustinerkloster gefunden, und bedurften die alten Gebäude im 18. Jahrhundert des Neubaus, so reichte die vom König Friedrich 1764 bewilligte Kollekte die Mittel dazu. Die Dankbarkeit nannte die Schule fortan Gymnasium Fridericianum. Jetzt baute man sechs Lehrhäuser, in denen man gleichzeitig Räume für 36 Schüler schuf⁹⁴⁾. Die alte Kirche teilte man durch eine Zwischenwand in zwei Räume. Der Chorraum diente als „Schulkirche“ zu Schulandachten und feierlichem Schulaktus, das Schiff aber den Predigern der Stadt zu Predigten an Bußtagen und Beichthandlungen und hieß die „Bußkirche“. Im Jahre 1807 mußte die Kirche abgebrochen werden. Dem öffentlichen Gottesdienste wohnten der Rektor und Konrektor mit den Schülern der oberen beiden Klassen (Tertianern und Quartanern) in der Münsterkirche bei, die Schüler der unteren Klassen (Quintaner, Sextaner, Septimaner) dienten als Kirchenchöre der Leitung des Gesanges im Münster und der Neustädter Kirche. Im Nachmittagsgottesdienste aber nahmen die Gymnasiasten aktiv teil am heiligen Dienste, indem sie am Altar die Evangelien vorlasen⁹⁵⁾. Dazu regelten strenge Schulgesetze das Leben der Schüler: sie stammten noch aus dem 17. Jahrhundert, haben aber sicherlich im 18. Jahrhundert manche Milderung erfahren; gebot doch eine Vorschrift⁹⁶⁾: „Bei Strafe sollen die Schüler weder im Sommer im Fluß baden, noch im Winter aufs Eis gehen.“

⁹¹⁾ Vgl. Festschrift, S. 46 ff.

⁹²⁾ Gruner, Wallfahrt VI, S. 485.

⁹³⁾ Hölischer, Programm 1869, S. 18 ff.

⁹⁴⁾ Hölischer, Programm 1872, S. 17.

⁹⁵⁾ Bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrh.; Hölischer, Programm 1874, S. 4.

⁹⁶⁾ Hölischer, Programm 1874, S. 22.

Das Gymnasium zu Minden verdankte seinen Flor im Anfang des 18. Jahrhunderts besonders seinem Rektor Joh. Ludolf Bünemann, der, in Kalbe bei Magdeburg geboren, 1722 die Leitung der Schule übernahm, um freilich schon 1739 nach Hannover zu gehen. Weddigen⁹⁷⁾ rühmt von ihm, daß er „durch gründliche Kenntnisse und gefällige Sitten sich den Beifall des Publikums in einem vorzüglichen Grade erwarb“. Vor allem beschäftigte ihn westfälische Heimatgeschichte⁹⁸⁾. Seine Tätigkeit muß lange nachgewirkt haben, zumal sich ein Mann in hochangesehener Stellung fand, der sich die Schule sehr angelegen sein ließ. Die „Briefe eines Reisenden über Westfalen“⁹⁹⁾ bezeichnen ihn als „Patron des Gymnasiums“ und einen „sehr würdigen Mann“, nennen doch nicht seinen Namen. Aber ein Bericht über Minden¹⁰⁰⁾ weiß von der „rühmlichen Freigebigkeit des Mindener Domdechanten Freiherrn Vincke —“, der das Gymnasium, zumal seine Bibliothek, viel verdanke. Und so wird er wohl jener „Patron“ sein, dem „das Wohl der Schule sehr am Herzen liegt“, so daß sie jetzt in gutem Flor ist. Dem stimmt Gruner¹⁰¹⁾ zu. Er sagt: „Die Stadt Minden hat ein sehr gutes Gymnasium.“¹⁰²⁾ Unter den Lehrern der Schule ist besonders der Prorektor und spätere Rektor Joh. Karl Opitz erwähnenswert, ein Nachkomme des schlesischen Dichters¹⁰³⁾.

Auch das Volksschulwesen verdankt der Aufklärung eine nicht hoch genug zu schätzende Förderung, ja eine völlige Umgestaltung. Zuvor sah es traurig damit aus¹⁰⁴⁾.

Die Kinder lernten, wo es hoch kam, mechanisch lesen und den Katechismus wortgetreu aussagen. Es war schon etwas, wenn sie auch schreiben lernten. An Rechnen wurde selten gedacht. Der Unterricht geschah oft genug nur im Winter, da die Kinder im Sommer zu allerlei

⁹⁷⁾ Neues Westf. Mag. 1790, S. 235.

⁹⁸⁾ Über seine einschlägigen Schriften vgl. Weddigen a. a. O.

⁹⁹⁾ Weddigen, Mag. 1786, S. 35.

¹⁰⁰⁾ Weddigen, Mag. 1784, S. 144.

¹⁰¹⁾ Wallfahrt I, S. 162.

¹⁰²⁾ Vgl. Weddigen, Neues fortgesetzt. Mag. 1798, S. 456: „Das hies. Gymnasium hat einige geschickte Lehrer, die es sich angelegen sein lassen, die Schule immer mehr emporzubringen. Leider ist ihr kärgliches Gehalt ihren Bemühungen wenig angemessen.“

¹⁰³⁾ Weddigen, Nat. Kal. 1804, S. 144 ff.; † 1756.

¹⁰⁴⁾ Vgl. Biedermann II, S. 485 ff.

wirtschaftlichen Arbeiten daheim gebraucht wurden. Doch scheint es, als ob in manchen Schulen, wenigstens in den Städten, der Unterricht durch das ganze Jahr ohne Unterbrechung fortgesetzt wurde. In Herford bitten 1801 die „deutschen Schullehrer“ um vier Wochen Ferien im Jahre¹⁰⁵). In ihrer Eingabe heißt es: „Alles, was auf der Welt lebet, sehnt sich nach Ruhe, und ohne Ruhe kann kein Geschöpf auf Erden leben. Der gütige und weise Schöpfer hat den siebenten Tag den Menschen zur Ruhe bestimmt. Nach genossener Ruhe ist der Mensch auch viel munterer in seinem Beruf... Aber wir deutschen Schulmeister haben auch am Sonntag keinen Ruhetag, denn dann haben wir zu singen, spielen, den Klingelbeutel umzutragen. Aber schon Salomo sagt, daß viel Predigen den Leib müde mache.“ Daher die Bitte um völlige Ruhe in den Ferien. Ach, es mochte der Schulbetrieb das ganze Jahr durch ohne Unterbrechung trotz allem nicht sehr zugkräftig sein. Jedenfalls zog die Kinder nichts zur Schule. Sie merkten nicht viel von ihrer segensreichen Einwirkung, und — es waltete bei dem allen in ihr ein Schreckensregiment: der Stock war das Szepter des Schulmonarchen, womit er sich Achtung erzwang.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man über die völlig ungenügende Vorbildung der Lehrer etwas sagen. Ebenso ungenügend war ihr Gehalt. Auch darüber ist schon viel gesagt. Hier nur die kurze Notiz, daß am Münster in Herford der Lehrer sein Gehalt aus der Kollekte bei Beerdigungen hauptsächlich bekam¹⁰⁶).

Da griff u. a. der „Westfälische Anzeiger“ 1799 (Nr. 3 und 5) die Sache an. Eine öffentliche Agitation setzte ein. Weddigen brachte im Kalender von 1805 (S. 127) eine genaue Nachweisung des Ertrags aller Schulstellen im Fürstentum Minden. Man forderte für die Lehrer ein sicheres, vom Staat verbürgtes, wenn auch nicht hohes Einkommen und weiter eine wirkliche Ausbildung, die vor einer staatlichen Prüfungskommission nachzuweisen sei. Der Superintendent Delius wandte sich mit einer sehr ernsthaften Vorstellung an den König selbst¹⁰⁷).

Schon waren die Lehrerfeminare im Entstehen. Hatte die reformierte Synode zu Kleve damit schon 1784 den Anfang gemacht, so kam dieses

¹⁰⁵) Mitteilungen des Pfarrers Wöhrmann; vgl. Eingabe der Lehrer vom 8. Sept. 1801.

¹⁰⁶) Mitteilung des Pfarrers Wöhrmann.

¹⁰⁷) 1803, Weddigen, Nat.-Kal. 1806, S. 217f.

Seminar zur Blüte doch erst, seit es 1806 nach Soest verlegt war. Etwas früher hatte der Prediger Venator an St. Marien in Minden ein Seminar mit vier Zöglingen begonnen (1773), das auf Wunsch der Landstände seit 1781 fester begründet wurde, aber doch erst seit 1791 zu Stand und Wesen kam. Es wird von Gruner gerühmt¹⁰⁸). Im Jahre 1792 fand die Eröffnung der Anstalt in Petershagen statt¹⁰⁹). Im Jahre 1819 wurde es mit dem Seminar zu Soest vereinigt, aber 1830 wiederhergestellt.

Viele Jahre hindurch beschäftigte die Schulfrage angelegentlich die Öffentlichkeit, wie schon ein bloßes Blättern etwa in dem „Westfälischen Anzeiger“ beweist. Lächelnd sagte man: „Es bläst anigo der pädagogische Reformgeist aus allen vier Winden.“¹¹⁰) Wahr aber ist, daß auch die Schule — und zwar die höhere wie die Volksschule — der Aufklärung unermesslich viel verdankt. Auch Linkmeyer, Pfarrer in Werther, erkennt das an¹¹¹): „Das gegenwärtige Jahrhundert unterscheidet sich von allen vorhergehenden durch die Menge pädagogischer Schriften, die zur moralischen Bildung der Jugend im Druck erschienen.“ Als Fehler aller aber bezeichnet er, daß sie an der Heiligen Schrift, der fruchtbarsten Quelle wirklicher Pädagogik, achtlos vorübergehen. Diesem Mangel will er mit seinen „Konfirmationsreden“ abhelfen. Aber sein Sohn klagt, daß sie „der Welt eben nicht bekannt geworden“¹¹²).

Ihren eigentlichen Gegner, gegen den sie unausgesetzt im Kampfe steht, sieht die Aufklärung im Aberglauben. Ihm gegenüber sieht sie sich ganz besonders als die Fackelträgerin an, die Licht in die Dunkelheit zu bringen hat. Wo sie auf Anschauungen, Gebräuche, Sitten trifft, die abergläubischen Ursprung und Wesen zu verraten scheinen, ist sie unerbittlich. Indem sie alles an dem Maße des ihr geläufigen „gesunden Menschenverstandes“ mißt, geschieht es ihr allerdings, daß sie gegen sinnvolle Bräuche, die wir zum Schmucke des Lebens rechnen, auftritt, aber auch sich an christlichen Wahrheiten ver-

¹⁰⁸) Wallfahrt II, 491. Vgl. a. a. O. II, 162.

¹⁰⁹) Eickhoff, Festschrift 1909, S. 134.

¹¹⁰) Märkiſche Subelschrift von 1909, S. 275.

¹¹¹) Vgl. Konfirmationsreden als ein Beitrag zur christl. Pädagogik, Lemgo, Meyer, 1785, Vorrede.

¹¹²) S. F. Linkmeyer, Pfarrer in Löhne: „Sieben Konfirmationsreden“, Hannover, Ritscher 1798, Vorwort.

greift. Dennoch ist zuzugeben, daß ihr auf diesem Gebiete Lorbeeren erwachsen, die man nicht gering schätzen darf.

Immerhin sind wir dankbar, daß mancher Volksbrauch oder Volksspruch auch durch die Zeit der Aufklärung hindurch gerettet sind, weil sie einen sittlichen Kern enthalten. So sagt man etwa¹¹³⁾: Wer Vater oder Mutter schlägt, dem wächst die Hand aus dem Grabe, das heißt er findet keine Ruhe in der Ewigkeit. Man zeigt in manchen Kirchen solche Hände, u. a. auch in der Kirche zu St. Thomä in Soest. Wer am Karfreitag gepuzt geht, wird von Schlangen gebissen; wer an diesem Tage Fleisch ißt, den stechen im Sommer die Mücken. Wer am Sonntag auf die Jagd geht, trifft nichts. Beim Gewitter schlägt's in kein Haus, in dem ein Kind schläft. Wenn ein Kind stirbt, soll man die Taufpaten holen, dann stirbt's leichter. Kinder sollen in der Neujahrsnacht den Bäumen des Gartens eine kleine Münze schenken, dann tragen sie besser. Bäume haben ihre Schutzengel und verlangen darum mit Recht sorgsame Pflege. Beim Säen soll der Landmann schweigen (denn er tut ein heiliges Werk), sonst verdirbt er sich die Ernte. Solange auf dem Hausdach Dachwurz (*sempervivum tectorum*, das dem Donar heilige Donnerkraut) wächst und gar ein Storch nistet, gedeiht das Haus. Aber auf einem Judenhause nistet kein Storch. Immer mahnt die Volkssitte zu dem doppelten: Bete und arbeite. „Wei aber immer betet und sik wat darup inbildt, dei bedt sik dörrch den Himmel dörrch und möt up de annre Sit de Gäus höden.“ Und wer, während die Betglocke schlägt, lügt, bekommt ein schiefes Maul.

Das dürfte aus dem allen hervorgehen, daß der sogenannte Aberglaube doch auch volkserzieherisch wirkt und ein gut Teil ansprechende Volkspoesie enthält, die wir nicht entbehren möchten, und die man nicht verlachen soll. Man soll deshalb in seiner Bekämpfung unterscheiden zwischen dem Berechtigten, das er in sich birgt, und dem argen Wahn, den wir vorzugsweise Aberglauben nennen, und der nicht ernst genug abgelehnt werden kann.

Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts mußte diesen Unterschied nicht zu machen. Darum ist sie glücklicherweise gegenüber harmlosen Volksbräuchen meist ohnmächtig gewesen: sie haben sich bis heute durchgerettet. Andererseits hat sie manchem Greuel ein Ende gemacht, der Jahrhunderte hindurch unser Volk verwüstete.

¹¹³⁾ Vgl. Frenhe, *Memento mori*, S. 176.

Hier seien besonders die sogenannten Hexenprozesse genannt. Einer der Vorkämpfer der Aufklärung auf diesem Gebiete war Professor Thomasius in Halle. Noch im Jahre 1694 trug er bei der juristischen Fakultät, der er angehörte, auf Verhängung der Folter über die Angeklagten an, unterlag aber dem besonnenen Urteil seines Kollegen Ströh¹¹⁴⁾. Erst 1701, sieben Jahre später, trat er gegen das Unwesen auf. Aber er tat es sehr behutsam. Denn er sprach seinen Glauben an Existenz und Wirkjamkeit böser Geister „aufrichtig“ aus; er glaubt, daß Hexen und Zauberer sowohl Menschen wie Tieren auf verborgene Weise Schaden zufügen; er glaubt auch an sogenannte Kristallseher und Beschwörer, die mit abergläubigen Sachen und Segensprechen allerhand wunderliche Dinge verrichten, und gibt zu, daß von diesen Leuten etliche Dinge verrichtet werden, die nicht für Gaukeleien und Betrügereien zu halten seien, sondern mutmaßlich vom Teufel her kommen. Aber er glaubt nicht, daß der Teufel leibhaftig erscheine, Bündnisse mit den Menschen aufrichte, sich Handschriften von den Menschen geben lasse, sie auf den Blocksberg hole. Der bisherige Hexenprozeß habe nichts getaugt. Im Jahre 1701 erschien seine berühmte Disputatio de crimine magiae, über das Verbrechen der Magie. Im Jahre 1705 bekämpfte er die Anwendung der Folter bei Hexenprozessen. (De tortura ex foris Christianorum proscribenda.)

In Westfalen und weit über die westfälischen Grenzen hinaus wirkte in gleichem Sinne Joh. Moriz Schwager, Pfarrer in Töllenbeck bei Bielefeld († 1804). Er sah es als seine Lebensaufgabe an, gegen den „Wahnsinnstraum mit Teufelsgestalten und Hexentreiben, mit von Blut und Tränen geschwängerten Folterkammern und flammenden Scheiterhaufen“ zu kämpfen¹¹⁵⁾. Er schrieb zu dem Zwecke eine Biographie Balthasar Bekkers (1780), der hundert Jahre vorher denselben Kampf geführt hatte. Bekker (* 1634, † 1698) entstammte einer ravensbergischen Familie und lebte in seiner Jugend eine Zeitlang in Bielefeld¹¹⁶⁾. Er war dann reformierter Prediger in Holland. Sein Lebenswerk ist de betoverde wereld, die bezauberte Welt. Die biblischen Erzählungen von Besessenen erklärte er in rationalistischem Sinne als Akkomodation; die Existenz und Wirkjamkeit dämonischer Kräfte wie des Teufels bestritt er. Seine betoverde wereld ließ er in

¹¹⁴⁾ Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh., II, S. 372f.

¹¹⁵⁾ Jahrbuch für westf. Kirchengesch. 1908, S. 56ff.

¹¹⁶⁾ Vgl. über ihn Realenzyklopädie II, S. 545.

den Gebetsseufzer erklingen: „Ja, komm, Herr Jesu.“ Er wurde darüber von seiner Synode abgesetzt. Sein Auftreten aber wirkte fort. Er ist ein Vorläufer des Rationalismus. Schwager war es, der sein Andenken erneute, und Semler, das Haupt der deutschen Rationalisten, schrieb die Vorrede zu dieser Biographie.

Schon 1781 ließ Schwager eine deutsche Übersetzung der betoverden Wereld folgen, die wiederum Semler bevormortete. Schwager fügt der Übersetzung originelle und pikante, oft auch kulturhistorisch interessante Anmerkungen hinzu. Er erweist sich in der Literatur zum Hegenwahn wohl bewandert, zitiert er doch auch den älteren Bestreiter dieses Wahns, den klevischen Hofarzt Weyer¹¹⁷⁾.

Endlich gab Schwager 1784 den „Versuch einer Geschichte der Hegenprozesse“ heraus, den er dem Kaiser Joseph II. widmete¹¹⁸⁾. Das Buch war auf drei Bände berechnet, von denen nur einer erschienen ist. Der Stil, in dem Schwager schrieb, war nicht immer fein. Er schrieb, wie es ihm ums Herz war: und in seinem Herzen loderte es von Zorn und Verachtung gegen „die Hohenpriester des Hegenwahns“, die ihre Opfer nicht bloß leiblich zum Opferfeuer schleppten, sondern sie auch vorher durch Folter und Marter seelisch vergewaltigten und zu bewußten Unwahrheiten zwangen. Gewiß soll nicht jedes drastische Wort Schwagers verteidigt werden; aber wer daran Anstoß nimmt, der erkenne doch, daß der Eifer, der über das Ziel hinausschoß, im letzten Grunde ein edler war. Auch ist es wohl doch etwas anderes, ob man mitten im Kampfe und darum im lodernenden Kampfeifer oder in einer Zeit steht, in der der Feind längst niedergedrungen ist und ohnmächtig am Boden liegt. Am interessantesten dürfte Schwager sein, wo er von dem Aberglauben in Westfalen und etwa von seinem Streite mit einem benachbarten Pfarrer darüber spricht¹¹⁹⁾. Auch er gehört in die Reihe der Helden, die die Menschheit von der Schuld einer offiziellen Hegenverfolgung befreit haben. Und er durfte den Sieg noch sehen.

Freilich, Aberglaube blieb trotz aller Aufklärung bis auf den heutigen Tag. Wie es aber vor hundert Jahren, also in der Blütezeit der Aufklärung, damit aussah, darüber gibt Weddigens „Westfälisches

¹¹⁷⁾ Jahrbuch, S. 80.

¹¹⁸⁾ Zur Kritik des Buches vgl. Moser im Jahrbuch a. a. O., S. 105.

¹¹⁹⁾ Jahrbuch, S. 109ff.

Magazin“, diese Fundgrube für westfälische Heimatkunde¹²⁰⁾, Auskunft. Hier wurden allerlei „teils sonderbare, teils abergläubische Gewohnheiten und Meinungen des westfälischen Landmanns“ aufgezählt. Diese Darstellung weiß freilich nichts davon, daß es sich hier doch auch um altgermanisches Erbgut oder um sinnvolle Volksbräuche und erziehende Volkssitte handelt, sondern geschieht mehr vom Standpunkte einer griesgrämigen Polizei und eines allzu „vernünftigen“ Besserwissens und Belehrenwollens aus. Die Bemühungen der rationalistischen „Religionslehrer“ werden dann auch gebührend anerkannt. Man darf sich freuen, daß trotz aller Bemühungen manch poetischer und sinnvoller Brauch sich bis heute erhalten hat.

Wer möchte den 6. Dezember, den Nikolaustag, aus dem Kalender der Kinder gestrichen haben? Der heilige Nikolaus war einst Patron der Seeleute, weil er nach der Legende einen Seesturm stillte. Daher erheben sich bis auf den heutigen Tag in unseren norddeutschen Hansestädten, und zwar meist in ihren Mittelpunkten am Markt, die alten Nikolaikirchen. Es waren die eigentlichen Bürgerkirchen, in denen die reisigen Kaufleute, von ihren Sommerfahrten heimgekehrt, im Winter ihre Dankgottesdienste feierten — wie in Bielefeld und Herford —: sie bauten die Türme dieser Kirchen gern so, daß auch die Rathäuser in ihrem Schatten lagen. In Soest aber baute man dem Heiligen eine reizvolle Kapelle, die schon äußerlich ein Schifflein darstellte. Der Liebling der Kinder ist Nikolaus, weil er einst drei Kinder, die vom eigenen Vater in der Hungersnot getötet waren, ins Leben zurückrief. Für seine allgemeine Volkstümlichkeit spricht die weite Verbreitung seines Namens als Hausname: denn von ihm tragen alle Nikolai, Klas, Klasen und Klasing, wie die Klaus und Klasing ihren Namen zu Lehen. Was ihn aber so volkstümlich gemacht hat, ist doch zuletzt nicht das Heiligenleben des kleinasiatischen Bischofs, sondern die Gestalt Wodans, des Germanengottes, die sich hinter ihm verbirgt.

Nun aber schildert der Berichterstatter im „Westfälischen Magazin“, wie er durch das Land geht, auf dem Haupte die Perücke, im Gesicht den wallenden Bart, eine Kette in der Linken, einen Stab in der Rechten, und fügt entsetzt hinzu: „Man hat Beispiele, daß Kinder darüber den Kinderschrecken bekamen und gestorben sind.“ Darum

¹²⁰⁾ 1787, Jahrg. III, S. 710ff. Vgl. Schwager im Jahrbuch 1908, S. 113.

hinweg mit ihm aus der „vernünftig“ gewordenen, ach so kahlen und kalten Welt.

Ähnlich ist es mit dem Gebrauch des Kreuzeszeichens¹²¹⁾: „Dem Kreuze schreibt unser Landmann ungemein große und übernatürliche Wirkungen zu. Es verbannt nach seiner Idee böse Geister und macht die Angriffe der Hexen auf sein Vieh unwirksam. Daher lassen abergläubische Leute jeden Unbekannten an der Tür solange warten, bis sie vor ihrem Vieh ein Kreuz gemacht haben. Selten schneiden sie auch ein Brot an, ohne vorher kreuzweise mit dem Messer auf der Oberfläche desselben hergezogen zu haben.“ Aber auch hier treffen wir altdeutschen Brauch: Im Kreuzeszeichen lebt der Hammer Donars weiter. Der deutschen Reformation blieb es wohlvertraut. Der Kleine Luthersche Katechismus mahnt kindlich: „Des Morgens, so du aus dem Bette aufstehst, sollst du dich segnen mit dem heiligen Kreuz.“ Daher fiel es der evangelischen Gemeinde zu Altena stark auf, als plötzlich jemand „das Buch mit den papistischen Kreuzschlägen“ ablehnte! Der Katechismus aber der bergisch-lutherischen Synode, der auch in Westfalen (Soest) gebraucht wurde (1749), lehrte den rechten betenden Gebrauch des heiligen Zeichens.

Dennoch ist es unter der Einwirkung der „Aufklärung“ trotz der Preußischen Agende rettungslos als abergläubisch dahingefallen und sein Nichtgebrauch ist Unterscheidungszeichen geworden. Die Katholiken gelten als „de Krüzmäkers“.

Das Segnen und Böten hat sich dagegen erhalten. Davon sagt das „Westfälische Magazin“ (S. 712): „Es gibt manchem müßigen Weibe bis auf den heutigen Tag Brot und reichliche Nahrung, obgleich solchen Leuten durch Edikte und Aufklärung, welche gute Prediger unter das Volk brachten, das Handwerk allmählich gelegt wird.“ Böten heißt hochdeutsch büßen, ist gleichen Stammes mit bessern (es hilft gegen Krankheiten und zum Besserwerden) und ist gleichbedeutend mit Besprechen¹²²⁾. Diese Kunst ist uralt (man denke an die bekannten Merseburger Zaubersprüche) und soll gegen Krankheiten helfen. Der Spruch gegen Herznot heißt:

Herzgespann,	flüg van den Ribben,
ik segge di man,	osse Jesus van der Kribben.

¹²¹⁾ „Westfälisches Magazin“ a. a. O., S. 712.

¹²²⁾ Weigand, Deutsches Wörterbuch; vgl. Gebhard, Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, S. 68f.

Dabei wird oft Sympathie angewandt: die Krankheit wird also auf einen anderen Gegenstand übertragen. Bei Krämpfen, die niederdeutsch Kamm heißen, muß der Kranke einen Pflaumenbaum umfassen und dabei sagen: Kamkeboom stond, Plumkeboom wachse. Die Sympathie ist auch deutlich in dem Mittel gegen Diebe¹²³⁾: „Man füllt mit der Erde, auf die der Dieb trat, ein Säckchen und schlägt dann mehrmals darauf, bis Staub herauskommt. Damit glaubt man den Dieb zu treffen, ihm Schmerzen, gar Tod bereiten zu können. Auch das Mittel gegen Versagen bei Butterbereitung ist sympathisch: man wirft Ruhmist in den Brunnen des Nachbarn.“ Wirkungsvoller mag folgendes erscheinen: Gegen bösen Vorspuk muß man an drei Sonntagen in drei Kreuzkirchen beten lassen¹²⁴⁾. Das zweite Gesicht ist auch in unserem Lande bekannt.

Der Mindener Superintendent Julius Schmidt weiß endlich von Mitteln gegen Feuerbrunst¹²⁵⁾: „Man sagt von einigen Juden und anderen Künstlern, daß sie das Feuer besprechen oder auch etwas hineinwerfen können, davon es sofort ausgehen müsse. Wären diese Mittel nicht wider Gott, so wären sie nicht zu verwerfen. Aber ich sorge, daß diese Künste mit großem Mißbrauch des göttlichen Namens oder gar mit Hilfe des Teufels verrichtet werden.“

Die Osterbräuche bestanden in Westfalen noch in alter Kraft. „Pascheier“, auch Eierpfannkuchen spielten ihre Rolle. Aber die Osterfeuer wollte die Aufklärung nicht dulden. Der lutherische Generalinspektor Bädeker redete von „groben Erzessen“ bei Osterfeuern. Was darunter zu verstehen ist, erfährt man nicht¹²⁶⁾. Man hielt das „unnütze“ Verbrennen von Holz für Verschwendung. „In den brandenburgischen Staaten sieht man nicht mehr sehr viele dergleichen Feuer, weil es dem Landmanne verboten ist, auf eine so unnützige Weise den Holzpreis zu erhöhen“, zumal „dabei viel Mutwille getrieben wird“. Die meisten wissen auch von der Bedeutung dieser Feuer nichts; andere fürchten einen nassen Sommer, wenn das Feuer nicht angezündet wird. „Daraus sollte man beinahe schließen, daß ursprünglich der Sonne diese Feuer geheiligt waren“, setzt der Berichterstatter des „Westfälischen Magazins“ (S. 711) ahnungsvoll und klug überlegend hinzu. Immer-

¹²³⁾ Westf. Magazin, S. 715.

¹²⁴⁾ Westf. Magazin, S. 714, 715, 716.

¹²⁵⁾ Feuer- und Flammenspiegel, Minden 1670, S. 95.

¹²⁶⁾ 200jährige Jubelfeier der märk. Synode, 1812, S. 191.

hin hielt er dafür, daß auch solche vorhanden seien, die einfach ihrer Freude über die Auferstehung Christi Ausdruck geben wollten.

Wie sehr die Aufklärung sich vom Nützlichkeitsstandpunkte leiten ließ, geht auch aus einer Notiz im „Westfälischen Anzeiger“ (1799, Nr. 15) hervor. Hier wird empfohlen, zur Beerdigung Toter nicht hölzerne Särge, sondern aus Stroh oder Weiden geflochtene Körbe zu nehmen. Werde ein Sarg auch nur zu 10 Talern gerechnet, so würden mit 10000 Toten doch 100000 Taler zwecklos in die Erde vergraben, die zu den Särgen gebrauchte Leinwand nicht einmal mitgerechnet. Durch Totenkörbe werde Geld und Holz gespart.

Das aber kann die Aufklärung auf ihr Gewinnkonto schreiben, daß sie uns den Weihnachtsbaum mit seinen Lichtern gebracht hat, der von Thüringen her im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Westfalen Eingang fand¹²⁷⁾.

Bei Beachtung gewisser Zeiten und Tage kommt altgermanischer Glaube unverhüllt hervor. Schon Cäsar berichtet davon¹²⁸⁾: „Ariovist will nicht vor dem Neumonde kämpfen.“ Der Neumond spielt immer noch seine Rolle, bald ist er günstig, bald ungünstig. Erbsen und Bohnen muß man bei altem Lichte (abnehmendem Monde) pflanzen, bei neuem Lichte gepflanzt, gedeihen sie nicht. Das alte Licht ist besser als das neue. Daher taugen „Sonntagskinder und Sonntagslichter“ nicht. Sonntagslicht ist der Neumond. Wer am Sonntage nie gearbeitet hat, dem rührt kein Vogel die Frucht an; der Sonntagsjäger aber muß mit Hakelbernd von Weihnachten bis Heilige Drei Könige jagen (wütendes Heer). Am Montag darf man keine Arbeit beginnen, sie wird nicht wochenalt. Man denke an den „blauen Montag“. Am Dienstag gehen die Dienstleute zu. Der Donnerstag ist in vielen Gegenden ein Unglückstag. Am Himmelfahrtsdonnerstag ist immer ein Gewitter. Am Freitag aber macht man Hochzeit; doch ist's auch wohl umgekehrt¹²⁹⁾. Von den „Nottelagen“ hängt die Witterung der folgenden Wochen ab. Solche Tage sind Aigidien (1. September), Johannistag (24. Juni), Marien Heimsuchung (2. Juli). Von dem letzteren Tage gilt: „Wenn Maria up dem Berge natt wird, so regnet's vier Wochen.“ Weiter heißt es: „Saterdag natt van Werken

¹²⁷⁾ Krüger, Handbuch IV, S. 72.

¹²⁸⁾ De bello gall. I, 50.

¹²⁹⁾ Westf. Magazin, S. 716, und Weddigen, Beschreibung von Ravensberg, 1790, S. 50.

und Sünndag natt ut der Kerken bediit eine regenige Weke.“ Doch „Lichtmeß hell und klar, bediit ein got Jahr“. „Mai kühl und natt, füllt Keller und Fatt.“ Aber „up Andreas Misse (30. November), kümmt de Winter gewisse“¹³⁰⁾.

Überhaupt gilt es auf allerlei Vorzeichen zu achten. Was das nächtliche Heulen des Hofhundes oder das Schreien der Eule bedeutet, weiß man genau. Überraschend ist vielleicht doch, wie tief dieser Glaube noch wurzelt. Ein alter ehrlicher Leibzüchter wurde nachts durch Hundegeheul geweckt. Da wirft er durch das Fenster einen Stiefelknecht nach dem Hunde: „Du, krumme Saotan, fassst mi no nit in de Erde hülen.“¹³¹⁾ Wie sollte eine Braut nicht gern wissen wollen, welches Glück ihr in der Ehe blüht. Der Vater bietet ihr am Hochzeitstage eine Rinde Brot und ein Glas Branntwein. Die Rinde empfängt sie mit dem Munde, wickelt sie ein und verwahrt sie. Setzt sich bald Schimmel an, so bedeutet das eine unglückliche Ehe. Das Glas wirft sie über den Kopf weg auf den Boden. So im Mindenschen. Das zerbrochene Glas hat dieselbe Bedeutung wie die Scherben des Polterabends¹³²⁾. Hierbei sei jener alte westfälische Brauch erwähnt, wonach bei der Aussteuer eine Tochter statt eines Duzends Stühle nur elf erhält zu einem Zeichen, daß sie im väterlichen Hause immer einen Sitz behält.

Das weibliche Geschlecht wird auch sonst den Hauptteil der Neugierigen stellen, die den Schleier gelüftet wünschen, der die Zukunft deckt.

Krankheit und Tod sind die dunkelsten Schatten auf dem Menschenleben. Mit ihnen beschäftigt sich die Phantasie mildernd, erklärend, abschreckend in besonderem Grade.

Der Tod gilt als Bote der Gottheit. Das ist auch biblisch. Engel tragen die Seele des Lazarus in Abrahams Schoß¹³³⁾. Philipp Nicolai führt das in seinem „Freudenspiegel des ewigen Lebens“ weiter aus: „Unser himmlischer Bräutigam schickt einen Boten, der ist wohl greulich anzusehen, den Tod, aber wenn wir auf die Briefe sehen, die er uns mitbringt und worin uns die ewige Seligkeit verschrieben ist, und wenn wir sehen, wie die lieben Engel uns auf den Dienst warten, unsere Seele in den Schoß Christi zu tragen, dann sind

¹³⁰⁾ Vgl. Weddigen, Nationalkalender 1800, S. 77.

¹³¹⁾ Prümer, Altwestfalen, S. 74.

¹³²⁾ Westf. Magazin, S. 717.

¹³³⁾ Luk. 16, 22.

wir getrost und fürchten uns nicht.“ Ist der Tod also ein Bote — nun als Boten sandte man in alter Zeit gern Spielleute, die gelegentlich zum Tanze aufspielten. So sendet Egel im Nibelungenlied seine „Fideläre“ ins Heunenland, die Brüder Kriemhildes zu laden¹³⁴). Daher die beliebte Darstellung des Totentanzes¹³⁵). Das Bild des Totentanzes erscheint schon andeutungsweise im Nibelungenliede¹³⁶). Kriemhilde spricht: „Wan erreicht mich Hagene, ich han den Tod an der Hand.“ Und die der Tod fällt, sind sein Gefinde¹³⁷): „Der Tod der suohte sêre, da sîn gefinde was.“ Als Gerippe erscheint der Tod seit dem 12. Jahrhundert¹³⁸). Das Bild des Schnitters Tod ist dagegen uralt. Vergleicht schon die Bibel den Menschen mit vergänglichem Grafe¹³⁹), liegt das Bild nahe. Daher singt das Volkslied: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod.“¹⁴⁰) Aber der Tod rückt dem Menschen auch den Stuhl oder bläht ihm das Licht aus¹⁴¹).

Von den Vorzeichen des Todes ist schon gesprochen. Von dem Fortleben der Seele nach dem Tode war man schon im deutschen Heidentum überzeugt. Man glaubte gar, sie könne schon bei Lebzeiten ihren Körper zeitweilig verlassen. Paulus Diakonus (3, 34) erzählt in seiner Longobardengeschichte, wie einst König Guntram im Walde ermüdet einschlief. Er hatte das Haupt in den Schoß eines treuen Dieners gelegt. Da sieht der Diener, wie aus seines Herrn Munde ein Tierlein wie eine Schlange hervorkommt und auf einen Bach zueilt, den es nicht überschreiten kann. Der Diener legt sein Schwert über das Wasser, das Tier läuft darüber in einen nahen Berg. Nach einiger Zeit kehrt es auf demselben Wege in den Schlafenden zurück, der bald erwacht und erzählt, wie er im Traum über eine eiserne Brücke in einen Berg gegangen sei, wo er einen reichen Goldschatz fand.

Wie die Seele hier als Schlange erscheint, fliegt sie auch wohl als Taube oder geht als Kind oder als Maus (mausetot) aus dem Munde

¹³⁴) Nibelungenlied, Freya von 1407 ff.

¹³⁵) Grimm, Mythologie II, 707. Vgl. Knackfuß, Deutsche Kunstgeschichte I, 452.

¹³⁶) Ausgabe Freya, Nr. 1983 u. 2021.

¹³⁷) Nibelungenlied a. a. D., Nr. 2224.

¹³⁸) Grimm a. a. D., S. 709.

¹³⁹) Psalm 90, 5.

¹⁴⁰) Grimm II, 707.

¹⁴¹) Grimm II, 710f.

Sterbender¹⁴²⁾. Über die Art und den Ort des Fortlebens gab es sehr verschiedene Vorstellungen. Neben dem Fortleben im Kriegerparadiese des germanischen Nordens trifft man auf Spuren der Seelenwanderung. Auch die heutigen Volksanschauungen sind in diesem Punkte nicht sehr klar: man denkt an eine Art Reise, die die Seele zu machen hat. Gewiß ist nur, daß man zu allererst für die Ruhe des Gestorbenen zu sorgen hat. Die Fenster und Türen müssen geöffnet werden, damit die Seele freien Austritt habe. Die Uhr muß stillgestellt werden, denn die Seele ist in der Ewigkeit, in der es keine Zeit mehr gibt. Keine Träne darf auf die Brust des Toten fallen, da er sonst keine Ruhe im Grabe findet¹⁴³⁾.

Die alte Todesgöttin war die Hel; bei ihr sammeln sich die Toten. Es ist bekannt, wie dieser Name heute seine Bedeutung gänzlich gewandelt hat. Der Hades ist zur Gehenna geworden, das Totenreich zum Ort der Verdammten (Niedergefahren zur Hölle im Apostolikum). Umgekehrt aber heißen auch die Toten ohne weiteres selig.

Ist es Pflicht, für die Ruhe der Toten zu sorgen, so treibt doch auch das eigene Interesse dazu. Denn Geister, die keine Ruhe finden, können mit den Lebenden manchen Spuk treiben. Darum soll man auch den toten Leib mit allen Ehren bestatten. Dazu gehört auch der Leichenschmaus, der allerdings zu schänden Ausschreitungen führte und darum allgemein abgeschafft ist (Nobiskrüge). Dazu gehört auch die Pflege der Friedhöfe, die in Deutschland überall mit besonderer Pietät geübt wird¹⁴⁴⁾. Indes sind sie immer Orte, in denen es nachts nicht ganz geheuer ist. Die moderne Entgleisung des Spiritismus hat mit Volksaberglauben nichts zu tun. Gegen diese Verirrung wendet sich schon das „Evangelische Bürgers Handbüchlein“¹⁴⁵⁾: „Die Christen sollen die Toten im Herrn rasten lassen, sie nicht beschwören, sondern ihrer ehrlich gedenken, nit von ihnen ichts begehren zu wissen, wie es in jener Welt stehe, sondern allein der Heiligen Schrift Glauben geben.“

¹⁴²⁾ Grimm II, 690.

¹⁴³⁾ Vgl. die bekannte Erzählung vom Tränenkrüglein, das immer schwerer zu tragen wird von den Tränen, die die trostlose Mutter um ihr totes Kind weint. Eugen Mogk in Deutsches Volkstum I, 335.

¹⁴⁴⁾ Eugen Mogk, Deutsches Volkstum I, 287f.

¹⁴⁵⁾ Bonn 1544, pg. 116.

Die Liebestätigkeit der Aufklärung.

Der Pietismus ging in die Aufklärung über: wie das möglich war, ist oben gezeigt worden. Denn scheinbar sind beide sich gegenseitig ausschließende Gegensätze. Hier ist davon zu reden, daß auch die Liebestätigkeit des Pietismus von der der Aufklärung abgelöst wurde. Auch hier — welche Gegensätze! Die letzten Zwecke sind ebenso verschieden wie die angewandten Mittel und die treibenden Kräfte. Nicht nimmt die dankbare Liebe aus Gottes reicher Wunderhand die Mittel entgegen, wie es bei A. H. Francke war, sondern der „Menschenfreund“, getrieben von edler Menschlichkeit, ruft andere Menschenfreunde zur Rettung der Menschenbrüder auf. Die Humanität, Menschenliebe, nimmt die Herrschaft in die Hand auf dem Gebiete der Liebestätigkeit, wie der „gesunde Menschenverstand“ in Glaubensfragen fortan das Entscheidende ist.

Das Bild der Liebestätigkeit wird ein anderes. Zwar faßt auch die Aufklärung, wie es der Pietismus getan, die Jugend ins Auge. Aber kennzeichnend für sie ist kein Hallisches Waisenhaus, sondern das sogenannte Philanthropin, menschenfreundliche Anstalt zur Erziehung der Jugend. Es ehrt die Aufklärung, daß sie auch bisher übersehene Notstände sieht: Notleidende wie Irre, Blinde, Taubstumme erfahren durchgreifende Hilfe. Bleiben auch die Krankenhäuser zumeist noch schlecht, so richtet man doch das Auge auch auf Gefängnisse und deren himmelschreienden Zustände. Man sucht Krankheiten zu verhüten durch Pockenimpfung, Verlegung der Friedhöfe; man schafft Licht und Luft in den Städten: Wall und Mauern fallen und werden zu schattigen Baumgängen. Vor allem nimmt die Versorgung der Armen, die eigentliche Armenpflege, volles Interesse in Anspruch. Man geht energisch dem Bettel zu Leibe, gegen den der Pietismus sich ohnmächtig erwies, schafft Arbeitsmöglichkeiten, gründet Industrieschulen, zur Arbeit zu erziehen und weiß Menschenfreunde zu erwecken, die in den persönlichen Dienst an den Armen sich stellen. Die Aufklärung nimmt den reformatorischen Gedanken der Gemeindecarmenpflege wieder auf, nur daß sie an Stelle der Kirchen- die Kommunalgemeinde stellt; waren doch die ersteren vielfach noch gar nicht zum Gemeindegedanken erwacht.

Schlimmer ist, daß die Aufklärung für die Beweggründe, die in der reformatorischen Zeit zur Liebestätigkeit trieben oder treiben sollten, kein Verständnis hatte. Man ersetzte sie durch solche, die man dem

Mittelalter entnahm. Der Lohngedanke wird wieder lebendig. Hatte das Mittelalter ewigen Lohn versprochen, so versprach sie irdischen, und zwar einen doppelten.

Der erste Lohn, den die Menschenfreundlichkeit einbringt, ist „das Wohnegefühl des Wohltuns“. Schon Gellert gibt ihm Ausdruck:

O Gott, wie muß das Glück erfreuen,
der Retter einer Seele sein!

Man konnte sich dafür auf das HErrnwort berufen¹⁴⁶⁾, aber die Art, wie man es tat, verfälschte das Wort. Man verstand es im Sinne der landläufigen „Glückseligkeitsmoral“ (Eudämonismus), die schon Kant zurückwies. Dafür pries sie der bekannte Aufklärer Bahrdt¹⁴⁷⁾.

Der zweite Lohn aber ist die Anerkennung, die die entzückte Menschheit solchem Wohltäter spendet. Es gab Zeitschriften, die eine stehende Rubrik hatten: „Schöne Handlungen“. Hier galt es nicht, die linke Hand nicht wissen zu lassen, was die rechte tut, vielmehr es zur Nachahmung für andere und zu eigener Ehrung in die Welt zu posaunen. Hierher gehört Bürgers Lied vom „braven Mann“. In dem Sinne schrieb das Mindener Sonntagsblatt (1831, S. 267): „Wenn der Grundsatz wahr ist, edle Taten wackerer Männer können nie bekannt genug werden, und wenn solche Taten in unserer Zeit immer seltener zu werden scheinen, so wird man uns nicht verargen, wenn wir folgendes mitteilen. Vier Männer finden in einem Walde ein etwa achttägiges Kind in völlig verwahrlostem Zustande. Dreie wollen den Fund der Obrigkeit mitteilen, aber keine persönlichen Mühen sich aufladen. Der vierte aber nahm das Kind auf seine Arme und brachte es mit in sein Haus zu seiner Frau und fünf schon vorhandenen Kindern. „Und wenn ihr fragt, wer dieser barmherzige Samariter ist, so hört: der Schweinehirt Konrad Stuhlmann zu Halsdorf.“ Auch der „Westfälische Anzeiger“ brachte oft derartige Lobeserhebungen. So überschreibt er einen Artikel¹⁴⁸⁾: „Danksagung für eine schöne Handlung“. Ein Knabe wird in Lünen durch den Gastwirt Kleving aus der Lippe gerettet, und der Pastor Bremer fügt seiner Erzählung dieser Tat hinzu: „Erlauben Sie, guter Herr Kleving, daß ich Ihren Namen hier nenne und Ihnen öffentlich für Ihre schöne menschenfreundliche

¹⁴⁶⁾ Apostelgesch. 20, 35.

¹⁴⁷⁾ Uhlhorn, Liebestätigkeit III, S. 274.

¹⁴⁸⁾ 1807, Nr. 11, S. 172.

Handlung die wärmste Dankempfindung beteuere.“ Ähnliches wird aus Herford als nachahmenswertes Beispiel berichtet¹⁴⁹⁾. Hier hat ein Gymnasiast ein Dienstmädchen aus der Werra gerettet.

Wie sich aber die Menschenfreundlichkeit auch in der Ewigkeit belohnt, davon sang man in den neuen Gesangbüchern ergreifende Lieder.

Die Not der Zeit war groß. Die Bettlerplage nahm ganz und gar überhand. Die vielen Kriege am Ende des 18. Jahrhunderts warfen Unzählige aus ihrem geordneten Beruf auf die Landstraßen. Teuerung und Hungersnot verzehrten die letzten sittlichen und körperlichen Widerstandskräfte. Alle Bande lösten sich. Dazu kamen Scharen fremdländischer Bettler. Man hat berechnet, daß auf 1000 Personen 260 Bettler entfielen, zumal in katholischen Gebieten¹⁵⁰⁾. Wie weit die Auflösung aller sittlichen, sozialen, staatlichen Ordnung am Ende des Jahrhunderts vorgeschritten war, beweist ein Blick auf das fast ungläubliche Räuberunwesen. Der Jöllenbecker Pfarrer Schwager gibt¹⁵¹⁾ eine eingehende Beschreibung dieses Unwesens. Ein Hauptsitz der Banden war Friedrichsdorf bei Gütersloh. Von hier aus machten sie ihre Überfälle weithin im Lande. Am bekanntesten ist der Überfall auf Versmold. Einen ähnlichen Sitz hatten die Räuber im Urde zwischen Dortmund und Herdecke¹⁵²⁾. Schwager schreibt von diesem Unwesen: „Es wird allenthalben eingebrochen, und kein Mensch kann sich abends auf seine Kissen legen, ohne befürchten zu müssen, schrecklich geweckt zu werden. Die Obrigkeit aber läßt das Blut der fürchterlich Gequälten rinnen vor lauter Klemenz mit den Mördern.“ Auch Gruner redet in seiner „Wallfahrt zu Ruhe und Hoffnung“¹⁵³⁾ von diesen Dingen¹⁵⁴⁾.

Hier war keine Hilfe möglich als durch die staatliche Gewalt. Sie mußte für Sicherheit und Ordnung im Lande eintreten, sie mußte aber auch die Quellen verstopfen, aus denen das Unwesen sich ergoß. Die Armenpflege wurde eine Angelegenheit des Staates, der sie den bürgerlichen Gemeinden übertrug. Auf die Entwicklung der Armenpflege,

¹⁴⁹⁾ Westf. Anzeiger 1807, S. 633.

¹⁵⁰⁾ Krüger, Kirchengesch. Handbuch IV, S. 79.

¹⁵¹⁾ Westf. Anzeiger 1801, Nr. 30, abgedruckt in Prümer, Altwestfalen 1908, S. 94 ff.

¹⁵²⁾ Schwager, Rheinreise S. 65 u. 86.

¹⁵³⁾ II, S. 493.

¹⁵⁴⁾ Vgl. Berger, Der alte Harkort, 1891, S. 80 ff.

wie sie unter dem preußischen Landrecht und später der französischen Gesetzgebung eintrat, ist hier nicht näher einzugehen.

Die aufgeklärte Geistlichkeit stellte sich gern und warmherzig in den Dienst der bürgerlichen Armenpflege. Vor allem wird Schwager (Töllnbeck) nicht müde zu mahnen und Richtung zu geben. So schreibt er¹⁵⁵⁾: „Wir können eine ganz andere Armeneinrichtung von der Zukunft erwarten. Es kommt zunächst darauf an, daß die Prediger über die Natur eines würdigen Almosens belehren. Denn das mechanische, gedankenlose Hinwerfen an jeden Bettler ist noch längst kein Wohlthun, keine wahre Wohlthätigkeit, und verdienen wir uns durch wahre Almosen den Himmel, wie man glaubt, so verdienen wir durch unüberlegtes Hingeben an jeden Bettler die Hölle. Es kommt nicht sowohl darauf an, den wirklich Armen, der sich nicht selbst helfen kann, zu unterstützen, als vielmehr darauf, das Armwerden zu verhindern.“ Er läßt darum „den faulen Tagedieb“ ruhig seine Schuld büßen. Er warnt „das liederliche Gesindel, das in den Ehestand hineinpumpt, ehe es etwas hat“, vor solchem Leichtsinne. Er erzieht also durch Wort und Werk, auch durch Zurückhalten der Gabe zu Arbeit und Sparsamkeit und kann für sein Töllnbeck konstatieren: Wir haben wenig Arme, wohl aber Dürftige und messen die Gaben nach Bedürfnis und Würdigkeit ab. „Ich bin mir keiner Hartherzigkeit bewußt, wenn ich den Unfolgsamen die Folgen seiner Selbstverschuldung empfinden lasse; sein Beispiel schreckt mehr als die treffendste Predigt.“

Ebenso kommt Schwager in seinen Predigten¹⁵⁶⁾ wiederholt auf diese Dinge. Er widmet das Buch dem Oberpräsidenten der Kriegs- und Domänenkammer zu Minden, Freiherrn von Breitenbach, und schärft darin der Obrigkeit das Gewissen zu väterlicher Fürsorge für das notleidende Volk in schwerer Zeit, mahnt in guten Zeiten Kornmagazine anzulegen, findet nicht, daß man mit Recht „die Kornjuden“ als ein notwendiges Übel verteidige, und betont: „Mit jeder Armenanstalt sehe ich das praktische Christentum wachsen, mögen mutwillige Bettler ihre Rechnung nicht dabei finden. Man sollte auch nicht erlauben, daß die Städte durch loses und müßiges Gesindel bevölkert werden, solange noch wüste Haiden urbar zu machen und Sümpfe auszutrocknen sind¹⁵⁷⁾. Alle Armenanstalten sind ohne Arbeitsanstalten nur

¹⁵⁵⁾ Rheinreise, S. 368.

¹⁵⁶⁾ Vgl. Predigtbuch zur Beförderung bürgerlicher Glückseligkeit, 1794.

¹⁵⁷⁾ Predigtbuch, S. 889.

ein Labetrunk wider die Fieberhige. Das Fieber selbst ist es, das vertrieben werden muß¹⁵⁸⁾. In einer Predigt über den ungerechten Haushalter¹⁵⁹⁾ führt er aus: Bei allen Religionsparteien ist die Erhaltung der Armen eine der ersten Einrichtungen. Armenpflege ist überall mit dem öffentlichen Gottesdienste verbunden wie ein wesentlicher Teil mit dem Ganzen. So gab es auch in der christlichen Kirche von den ersten Zeiten an Diakonen und Diakonissen, die die Verpflegung der Armen zu ihrem Berufsgeschäfte machten. Er weiß dann den Besitzenden das Auge für die Erkenntnis zu öffnen, daß alles Eigentum nur von Gott anvertrautes Gut sei, für das sie dem Geber Rechenschaft schuldig sind, und hat auch für die Heuerlinge freundliches Verständnis.

Die Vorschläge der Aufklärung blieben nicht unbeachtet. Einem Berichterstatter im „Westfälischen Magazin“¹⁶⁰⁾ geht das Herz auf, wenn er die Vielefelder Armenpflege schildert, die „der Stadt zu einem immerwährenden Ruhme gereichen“. Auch hier herrschte eine fast unerträgliche Bettelei. Jetzt ist eine gemeinsame Armenkasse gegründet, an die die Bürger einen monatlichen Beitrag geben und die wieder nach genauer Untersuchung wirklich Notleidende unterstützt. So werden jährlich 6000 Taler verteilt. Aber Bettler werden als Störer der öffentlichen Ruhe zweckmäßig bestraft. Für besondere Nöte wird besonders gesammelt, um etwa im kalten Winter Holz zur Feuerung zu beschaffen¹⁶¹⁾. Das Hauptverdienst gehörte dem Bürgermeister Consbruch. Freilich war es nicht überall so, und wo es eine Zeitlang so war, blieb es nicht immer lange so. Es war u. a. in Ramen ein „Betteljäger“ angestellt, der die fremden Bettler verjagen sollte. Er aber ließ sie erst die Stadt abbetteln und teilte sich dann mit ihnen in den Raub¹⁶²⁾. Im Kirchspiel Rödtinghausen ist dagegen für die Armen gut gesorgt¹⁶³⁾. Wöchentlich wird für sie Brot und Geld gesammelt und auf dem Kirchhof durch den Armenprovisor, in den Bauerschaften durch die Vorsteher unter die Armen verteilt. Dadurch ist hier allem

¹⁵⁸⁾ S. 892.

¹⁵⁹⁾ S. 922f.

¹⁶⁰⁾ 1786, S. 142 u. 315.

¹⁶¹⁾ Vgl. dazu die ausführliche Darstellung Lämpels in Ravensb. Jahresbericht XXXVI, 1922, S. 56ff.

¹⁶²⁾ Westf. Anzeiger 1799, Nr. 89.

¹⁶³⁾ Westf. Mag. 1797, S. 504.

Betteln ein Ende gemacht. Ebenso günstig lauten in etwas späterer Zeit die Nachrichten aus Bünde¹⁶⁴). Auch hier war die Bettelei überaus groß. Da nahm der Pfarrer Rothert sich des Notstandes an. Er beruft eine Versammlung von Hausvätern, das Nötige zu beraten. Man geht gründlich vor: Jeder Hausgefessene stellt zusammen, was er wöchentlich an Bettler gibt; ebenso hat jeder Bettler anzugeben, was er wöchentlich „verdient“. Es zeigt sich, daß mehr als die Hälfte der Gaben an auswärtige Bettler fällt. Setzt verpflichten sich die Hausväter, das bisher an Bettler Gegebene an eine zu gründende Armenkommission zu geben, aber alle Bettler an den Türen abzuweisen. Man stellt die frechsten einheimischen Bettler als Bettelwögte an, die jeden fremden Bettler der Polizei überliefern und das bei ihnen gefundene Geld erhalten. Der Plan gelingt, die fremden bleiben weg, die einheimischen erhalten vor allem Arbeit, und wäre es nur Flachs zum Spinnen. Der Pfarrer aber sammelt wöchentlich das Armengeld in den Häusern ein, bis sich die Einrichtung bewährt. Es kommt das Hungerjahr 1816/17. Ein wohlgesinnter Kaufmann, Senator Höpker, gibt dem Pfarrer zur Linderung der Not 700 Taler. Dafür kauft er Korn, richtet eine Bäckerei ein, backt Pumpernickel für die Armen, den andere zum Selbstkostenpreis erhalten. Dadurch werden die städtischen Bäcker gezwungen, mäßige Preise zu halten. So wird die Härte der Zeit gemildert. Freilich ist ein Defizit von 100 Talern entstanden; aber die Gemeinde deckt es alsbald. Der Oberpräsident v. Wincke ehrt den Pfarrer mit besonderer Ehrung ob seiner „sozialen Fürsorge“. In Bünde aber hieß er fortan „der Armenpastor“¹⁶⁵).

Hier sei endlich der Fürstin Pauline von Lippe-Deimold gedacht, deren Vorbild auch in unser Land hinüberwirkte. Sie war eine überaus tatkräftige Förderin aller gemeinnützigen Bestrebungen im Sinne ihrer Zeit. Der frühe Tod ihres Gatten machte sie auf viele Jahre zur Regentin ihres Landes. Auf ihre Tätigkeit näher einzugehen, ist hier nicht möglich. Nur das sei betont, daß ihr Ruhm in alle Lande strahlte¹⁶⁶).

¹⁶⁴) Vgl. Zeitschrift der Sächsischen Stiftung „Die Taube“, 1908, Nr. 44, S. 450 ff.

¹⁶⁵) Aus Familienpapieren.

¹⁶⁶) Vgl. Niemeyer, Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland, Halle, S. 22 ff.; Gruner, Wallfahrten I, S. 133; Schwager, Rheinreise, S. 302.

Der Schluß.

Bot die Lage um 1700 Ähnlichkeit mit der um 1500, so können wir jetzt, nachdem wir die Aufklärung durch ihr Jahrhundert begleitet haben, sagen, daß um 1800 wiederum eine Zeitwende war, in der die altersschwach gewordene Aufklärung die Herrschaft an eine neue — und doch alte — Bewegung der Geister abzutreten hatte. Sie hatte ihre Pflicht getan und konnte gehen! Und sie ging: es folgte ihr, zumal in unserem Lande, die Zeit der Erweckung, also eben die Zeit, die den fast erloschenen „alten Glauben“ wieder „erweckte“. Wir können unsere Geschichte nicht schließen, ohne das Morgenrot eines neuen besseren Tages zu grüßen, wie er nach dem „Freiheitskriege“ heraufzog.

Aber wir wollen auch nicht vergessen, daß über aller Menschen Geschichte eine höhere Hand waltet. Ein alter Glaubensheld hat einmal gesagt: „Gott ist so demütig, daß er sich auch zu verkehrten Wegen seiner Menschenkinder bekennt.“ Wir sind es unseren Vorfahren schuldig, daß wir des Segens nicht vergessen, den die Aufklärung uns — dennoch — gebracht. Es ist davon geredet. Hier gilt es nur kurz zusammenzufassen. Liegt es gerade der Frömmigkeit nahe, in pietistischer Weise dem Überschwang heiliger Gefühle sich hinzugeben, so hatte zwar schon die Reformation auf die irdische Berufspflicht hingewiesen: Treu arbeiten in seinem Stand und Beruf ist auch Gottesdienst, ist Beten. Aber die Aufklärung knüpfte das loser gewordene Band wieder fester und verband die Sittlichkeit im nüchternen Alltagsleben unaufhörlich mit der Religion. Und wenn sie das Wort „Überzeugung“ fand, dann öffnete sie den Weg zur wahrhaft christlichen Persönlichkeit, auch wenn sie ihn nicht bis an das Ziel mitging. Auch ist ihr zu verdanken, daß sie aus der Roheit eines blöden Aberglaubens zu besserer, höherer Bildung führte.

Dennoch bleibt es dabei: als die Stunde der Aufklärung abließ, lag die christliche Kirche, wie einst die Städte Herculaneum und Pompeji, verschüttet von Sand und Asche. Es war einsam geworden „auf dem Weg nach Kanaan“. Da sandte Gott seine Gerichte: Krieg und Kriegsgeschrei nahm überhand, Throne brachen zusammen, Knechtschaft und Frondienst drückten den Völkern die letzten Blutstropfen aus. Auch die Söhne unseres Volkes mußten ihr Leben für einen Napoleon dahingeben. Schmach und Schande schien für immer deutsches Erbteil. Nichts blieb als der Blick nach oben. Und der im Himmel sitzt, Gott, bekannte sich wieder zu dem Volke, das ohne ihn vergehen mußte.

Und heute? Ach, der alte rationalistische Vernunftglaube, der im 18. Jahrhundert die oberen Schichten unseres Volkes ergriff, ist, während die Wächter schliefen, durchgefickert bis in die sogenannten „breiten Massen“, die vordem unberührt geblieben. Wiederum gilt es ein Ringen auf Leben und Tod. Soll das deutsche Volk untergehen? Ein tapferer deutscher Fährnich sagte einst: „Wenn sie mir gleich die Eisenhauben vom Haupte werfen undt mein stählin Krebs in Stück schlagen undt wenn sie mir das Schwert zerbrechen, hernach nehme ich dich, Herre Gott, zum Schildt undt kempf nackendt undt werd ob-siegen.“ Darum — deutsches Volk ergreife auch du „vor allen Dingen den Schild des Glaubens!“ Verzage nicht, du Häuflein klein!

Quellen und Literatur.

- Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert.
Bielefeld, Festschrift zum 350jähr. Jubiläum des Gymnasiums, 1908.
Calvoer, Rituale ecclesiasticum, Jena 1705.
Drews, der ev. Geistliche, Jena 1905.
Eylert, Charakterzüge Fried. Wilh. III., 1842.
Freybe, Memento mori, Gotha 1909.
Gruner, Wallfahrt zu Ruhe und Hoffnung, 1803.
Hamelmann, Opera, Lemgo.
Hoche, Reise ins Waterland, 1790.
Hölscher, Gesch. des Herforder Gymnasiums, Programm 1869, 1872, 1874.
Jacobsen, Quellen des westf. Kirchenrechts.
Jahrbuch des kirchengeschichtlichen Vereins, 1908.
Kahnis, Innerer Gang des Protestantismus.
Kirn in Realenzyklopädie, Bd. XVI.
Kliefoth, Gang des Gottesdienstes.
Krafft, Theologische Arbeiten, Bd. IV.
Krüger, Kirchengesch. Handbuch, Bd. IV.
Magazin, Lippisches, 1836 u. 1837.
— Westfälisches von Weddigen. Vgl. Weddigen, Ravensb. Gesch. u. Handbuch der Westf. Literatur, Dortmund 1801. Leipzig 1790.
Natorp, Gesang in den Kirchen der Protestanten. Essen, Bädeler.
Niederrhein. Blätter, 1801.
Pitaval, Der neue, 1858, VI.
Probst, Westfalen in der Kritik des 18. Jahrh. Diss. 1912.
Protokoll der Westf. Prov.-Synode, 1844.
Rauschenbusch, Gesangbuchfrage, Minden 1783. Franke.
Rocholl, Kirchengeschichte Deutschlands.
Romberg, Gesch. der Einführung der neuen Agende, Minden 1828.
Schäfer, Dietrich, Deutsche Geschichte.
Schauenburg, Julie u. ihr Haus, 1847.
Schlichthaber, Mindische Kirchengeschichte.
Schmalenbach, Das Leben Hengstenbergs.
Schwager, Martin Dickius, ein Roman aus dem Leben. — Die Leiden des jungen Franken, 1777. — Bekkers Leben und Meinungen, 1780. — Bekkers bezauberte Welt, 1781. — Geschichte der Hexenprozesse, 1784. — Predigtbuch zur Beförderung bürgerlicher Glückseligkeit, 1794. — Reisen an und über den Rhein, 1804.
Seeberg, Kirchengeschichte.

Iholuck, Gesch. des Rationalismus.

— Akademisches Leben.

Tischhauser, Gesch. der evang. Kirche Deutschlands 1800—1848.

Treitzschke, Deutsche Geschichte.

Vilmar, Literaturgeschichte.

Weihe, Leben u. Charakter von Friedr. Aug. Weihe, 1780.

Wöhrmann, Elisabeth von der Pfalz.

Zeugen und Zeugnisse.

Dazu durfte ich benutzen das Staatsarchiv in Münster, wie das Archiv des luth. Konsistoriums in Lemgo und Familienpapiere.
